

Vaterschaft und Erwerbstätigkeit

Der Eintritt von Frauen in den Arbeitsmarkt war in vielen Staaten eine der wichtigsten Veränderungen der sozialen und ökonomischen Landschaft, die sich in den letzten 50 Jahren zugetragen haben. Vor allem die Berufstätigkeit von Müttern mit kleinen Kindern bedeutet eine signifikante Veränderung – mit einschneidenden Konsequenzen für Frauen, ihre Familien und die Arbeitsplätze. In der Folge befasste sich eine Unmenge an Forschungsarbeiten und Publikationen mit der Schnittstelle zwischen Mutterschaft und Erwerbstätigkeit sowie den wechselseitigen Auswirkungen.

Erst seit kürzerem beschäftigen sich wissenschaftliche und andere Publikationen mit dem Schnittpunkt zwischen Vaterschaft und Beruf. Obwohl es keine revolutionierende Veränderung hinsichtlich des Prozentsatzes erwerbstätiger Väter gegeben hat, fand ein wichtiger evolutionärer Wandel bei dem statt, was Männer heute fühlen: einen zunehmenden Grad an Konflikt zwischen Beruf und Familie. Dieser Konflikt ist das Ergebnis von evolutionären Veränderungen bei dem, was Väter heute hinsichtlich ihrer beruflichen und familialen Verpflichtungen wollen und was sie heute tun. Diese Veränderungen machen es dringend notwendig, dass Wissenschaft und Praxis, die sich den Erfahrungen und Bedürfnissen erwerbstätiger Väter widmen, gefördert und vorangebracht werden.

In diesem Kapitel untersuchen wir „berufstätige Väter“. Wir diskutieren drei Themen an der Schnittstelle zwischen Vaterschaft und Beruf. Zuerst behandeln wir, wie Männer Vaterschaft und Erwerbstätigkeit heute erfahren, insbesondere den Grad an Konflikt, den Männer erleben, wenn sie diese vielfältigen Verpflichtungen managen. Als Nächstes diskutieren wir die unsichtbare Natur dieses Konfliktes, wobei wir mehrere Gründe herausfinden, weshalb Wissenschaftler und Praktiker oft die Schnittstelle von Vaterschaft und Beruf übersehen haben. Als Drittes und Letztes fassen wir die Gründe zusammen, weshalb Forscher und Praktiker Väter in die Beruf-Familie-Gleichung einbringen und den Schnittpunkt von Vaterschaft und Erwerbstätigkeit angehen sollten. Diese drei Themen wurden als Schwerpunkte für das Kapitel ausgewählt, weil sie der Leserin/dem Leser eine wertvolle Einführung in die Thematik und einen Überblick bieten. An anderer Stelle (siehe Levine/ Pittinsky 1997) werden weitere wichtige Dynamiken hinsichtlich Vaterschaft und Beruf detailliert behandelt, z.B.

* Übersetzt aus dem Amerikanischen von Martin R. Textor. Teile dieses Kapitels erschienen zuvor in dem Buch „Working fathers: New strategies for balancing work and family“ (Levine/Pittinsky 1997).

praktische Strategien, wie Männer und Frauen ihre beruflichen und familialen Anforderungen besser managen können. Ferner werden dort praxisbezogene Strategien diskutiert, wie Arbeitgeber „väterfreundliche“ Arbeitsplätze schaffen können. Schließlich werden in diesem Buch besonders komplexe Aspekte behandelt, z.B. die Anforderungen an allein erziehende Väter.

Das vorliegende Kapitel greift auf Ergebnisse eines bedeutenden Forschungsprojekts über Männer, Beruf und Familie zurück: „The Fatherhood Project[®]“, das vom Families and Work Institute (FWI) durchgeführt wurde. Es wurden sowohl qualitative als auch quantitative Forschungsmethoden eingesetzt. Qualitative Daten wurden durch Interviews mit einer Stichprobe erwerbstätiger Väter und durch Fallstudien anhand einer Stichprobe von Arbeitsplätzen gesammelt. Die Untersuchungsstichprobe der Väter war vielfältig und ausbalanciert, sodass sie Männer verschiedenen Alters, aus unterschiedlichen Ethnien und mit verschiedenen Berufen umfasste. Die Stichprobe der Arbeitsplätze war ebenfalls vielfältig und ausbalanciert, sodass sie unterschiedlich große Organisationen aus verschiedenen Sektoren enthielt, einschließlich for-profit, non-profit und öffentliche Arbeitsplätze. Quantitative Daten wurden aus der Analyse der „National Study of the Changing Workforce“ (NSCW) des Families and Work Institute gewonnen. Hierbei handelt es sich um die Untersuchung einer für die USA repräsentativen Stichprobe von Arbeitskräften. Die Befragung wurde erstmalig 1992 durchgeführt, 1997 wiederholt und wird nun alle fünf Jahre wiederholt werden, um Trends ermitteln zu können. Die Untersuchung ist die umfassendste ihrer Art, die seit dem „Quality of Employment Survey“ des U.S. Department of Labor von 1977 in den USA durchgeführt wurde. Eine detaillierte Darstellung des Forschungsprojekts und seiner Ergebnisse findet sich an anderer Stelle (siehe Bond/Galinsky/Swanberg 1998; Levine/Pittinsky 1997).

Vaterschaft und Erwerbstätigkeit: arbeitende Väter und der Beruf-Familie-Konflikt

Wie erleben Männer heute Vaterschaft und Berufstätigkeit? Von Konflikten, die aus den Anforderungen resultieren, sowohl berufliche als auch familiale Verpflichtungen zu managen, wird oft angenommen, dass sie nur erwerbstätige Frauen betreffen. Tatsächlich ist die Vorstellung, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ein „Frauenthema“ sei, so tief verwurzelt, dass Wissenschaftler und Arbeitgeber, die mehr über ihre Arbeitskräfte erfahren wollten, traditionell nur ihre weiblichen Arbeitskräfte nach dem Konflikt zwischen Beruf und Familie gefragt haben. Wenn jedoch Unternehmen einmal ihre männlichen Arbeitnehmer befragen – womit sie kürzlich begonnen haben – ist das Ausmaß des von erwerbstätigen Vätern berichteten Konflikts zwischen Beruf und Familie genauso groß wie das von erwerbstätigen Müttern genannte Ausmaß. Beispielsweise befragte die Firma Merck & Co. Mitte der 80er Jahre ihre Arbeitnehmer/innen und fand heraus, dass 40% der Männer und 37% der Frauen mit minderjährigen Kindern großen Konflikt zwischen Beruf und Familie erlebten (nach Friedman 1991). Als 1987 ein öffentliches Versorgungsunternehmen seine 1.600 Arbeitnehmer/innen befragte, berichteten 36% der Väter (im Vergleich zu 37% der Mütter) von

viel Stress hinsichtlich des Ausbalancierens von Beruf und Familienleben (nach Pleck 1993). Ein Jahr später, 1998, ergab auch eine Mitarbeiterbefragung bei DuPont, dass sich eine vergleichbare Zahl von Männern und Frauen Sorgen wegen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie machte (nach Levine/Pittinsky 1997).

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind beeindruckend, jedoch bezogen sie sich alle nur auf einzelne Unternehmen, die möglicherweise progressiver gestaltete Arbeitsplätze anbieten. Ist dieser überraschend hohe Grad an Konflikt zwischen Beruf und Familie charakteristisch für Väter in der gesamten Arbeitnehmerschaft? Dieser Frage ging das Families and Work Institute mit „The National Study of the Changing Workforce“ (NSCW) nach, bei der eine nach dem Zufallsprinzip zusammengestellte Stichprobe von mehr als 3.500 US-amerikanischen Arbeitskräften befragt wurde. Hinsichtlich des Ausmaßes an Konflikt zwischen Beruf und Familie, wie er von Frauen und Männern in Doppelverdiener-Familien erlebt wird, wurden keine signifikanten Unterschiede zwischen Müttern und Vätern mit mindestens einem minderjährigen Kind im Haushalt gefunden: 1992 berichteten fast 20% der erwerbstätigen Väter und Mütter von „viel Konflikt“ und mehr als 40% von „etwas Konflikt“, zusammen also 60%. Im Jahr 1997 lag dieser Wert schon bei 70%, und wieder gab es keine signifikanten Unterschiede zwischen Müttern und Vätern hinsichtlich des Ausmaßes des Konfliktes.

Interessanterweise ergab eine weitere Analyse des NSCW, dass der von einem Vater erlebte Konflikt zwischen Beruf und Familie nicht dadurch beeinflusst wird, ob seine Frau Vollzeit oder Teilzeit beschäftigt ist oder überhaupt nicht arbeitet. Das ist außerordentlich aufschlussreich: Wenn wir einen signifikant niedrigeren Grad an Konflikt bei Vätern ermittelt hätten, deren Frauen nur zu Hause arbeiten, ließe dies vermuten, dass der Konflikt zwischen Beruf und Familie bei Männern weitgehend durch den Mangel an Zeit und Ressourcen bestimmt ist. Die Tatsache, dass wir das gleiche Ausmaß an Konflikt zwischen Beruf und Familie bei Vätern, deren Frauen nicht außerhalb des Hauses arbeiten, wie auch bei Vätern, deren Frauen Vollzeit oder Teilzeit erwerbstätig sind, beobachten, lässt vermuten, dass dieser Konflikt heute wenigstens zum Teil das Ergebnis eines zugrunde liegenden Wertewandels bei Männern und nicht einfach nur das Resultat von Zeitmangel ist. Heute erleben 67% der Väter in „traditionellen“ Familien – wo die Mutter ganztags zu Hause ist – „viel Konflikt“ oder „etwas Konflikt“. Ganze 31% der Väter aus diesen Familien erfahren „viel Konflikt“. Der Konflikt zwischen Arbeit und Familie ist nicht begrenzt auf „gestresste“ Doppelverdiener-Familien, sondern ist für die Gesamtheit der Väter charakteristisch.

Die falsche Annahme, dass Männer keinen Konflikt zwischen ihren beruflichen und familialen Verpflichtungen empfinden, hat – für zu lange – Wissenschaftler beim Konzipieren ihrer Untersuchungen und Praktiker beim Planen und Durchführen von arbeitsplatzbezogenen Maßnahmen fehlgeleitet. Selbst wenn diese Annahme jemals korrekt war, so ist sie nun zu Beginn des 21. Jahrhunderts endgültig veraltet. Zwei bedeutende Trends tragen zum zunehmenden Konflikt zwischen Beruf und Familie bei, den Väter heute erleben: evolutionäre Veränderungen bei dem, was Männer wollen, und evolutionäre Veränderungen bei dem, was Männer tun. Mit Ersterem sind Veränderungen bei den Werten von Männern gemeint. Einfach gesagt, wollen Väter zunehmend die Möglichkeit haben, Zeit mit ihren Kindern zu verbringen und sie zu versorgen. Es ist wichtig, diesen historischen Wandel in der Beziehung zwischen Va-

terschaft und Berufstätigkeit wahrzunehmen. Zu einem früheren Zeitpunkt trennte die Arbeit einen Vater nicht von seiner Familie. Die Industrialisierung veränderte dann Institutionen, Werte und Gebräuche, die mit der Erwerbstätigkeit zusammenhängen, und führte – wie Googins (1991) beobachtete – zur Trennung und geschlechtsbezogenen Zuordnung von beruflichen und familialen Sphären. Bedeutet die heute zu beobachtende Entwicklung nun, dass Väter weniger an Beruf und Karriere interessiert sind? Mit Sicherheit ist dies nicht der Fall. Die Analyse des NSCW ergab, dass Männer mit Kindern genauso bereit wie andere Männer sind, sich am Arbeitsplatz steigenden Anforderungen zu stellen und Verantwortung zu übernehmen: 53% der Männer mit Kindern unter 18 wollen mehr Verantwortung im Vergleich zu 50% der Männer ohne Kinder oder derjenigen mit Kindern über 18.

Ferner führen evolutionäre Veränderungen bei dem, was Väter heute tun, zu dem zunehmenden Konflikt, den berufstätige Väter empfinden. In einem einflussreichen Buch prägten die Soziologinnen Arlie Hochschild und Anne Machung (1989) den Begriff „zweite Schicht“, um den disproportionalen Anteil an Hausarbeit und Kinderbetreuung zu beschreiben, den Mütter in Doppelverdiener-Familien üblicherweise übernehmen. Seit kurzem ist aber der Unterschied zwischen dem, was berufstätige Mütter und was erwerbstätige Väter zu Hause tun, signifikant geringer geworden. Der Zeitaufwand konvergiert, den berufstätige Mütter und den Väter aufbringen, um ihre Kinder zu betreuen und etwas mit ihnen gemeinsam zu tun (siehe die Literaturübersicht bei Barnett/Rivers 1998 und bei Levine/Pittinsky 1997). Abgesehen von dieser Entwicklung wird in neueren Forschungsarbeiten vertreten, dass die Größe der Kluft, wie sie in „The Second Shift“ und ähnlichen Publikationen beschrieben wurde, unangemessen übertrieben worden war (siehe die kritische Literaturübersicht von Pleck 1992, 1993).

Der Konflikt zwischen Beruf und Familie bei Männern: ein unsichtbares Dilemma

Weshalb bleiben in Forschung und Praxis die gerade beschriebenen Trends verborgen – trotz der Belege für einen großen Konflikt zwischen Beruf und Familie bei Vätern und trotz der Belege für bedeutende Veränderungen bei dem, was Männer heute wollen und tun? Warum handelt es sich hier so oft um ein unsichtbares Dilemma? Die Geschichte von Vaterschaft und Beruf wird oft als eine „neue“ diskutiert. Wir haben in unserer Forschungsarbeit und bei der Durchsicht bisher vorgelegter Publikationen vier zentrale Gründe ermittelt, weshalb der Konflikt zwischen Beruf und Familie bei Männern so oft für Wissenschaftler und Praktiker in Organisationen unsichtbar ist:

Der erste Grund betrifft die Mütter und Väter selbst. Die Geschlechtsrollen verhindern oft sowohl bei Männern als auch bei Frauen, dass sie offen über den Konflikt zwischen Beruf und Familie von Vätern diskutieren. Männer meinen häufig, dass es „unmännlich“ sei, über diesen Konflikt zu sprechen. In der Folge verheimlichen sie ihn oft – aus Angst, dem „Mythos der Männlichkeit“ zu schaden. Auch Frauen vermeiden vielfach ein Gespräch über dieses Thema; z.B. wollen sie nicht die Rolle diskutieren, die ihr Ehepartner in der Familie spielen könnte. Wie die Soziologinnen Arlie Hoch-

schild und Anne Machung (1989) eindrucksvoll demonstrierten, konstruieren Individuen und Familieneinheiten häufig „geschlechtsbezogene Ideologien“ – Überzeugungen hinsichtlich der Angemessenheit mütterlicher und väterlicher Rollen. Sobald diese entwickelt wurden, legen wir ein Lippenbekenntnis zu diesen geschlechtsbezogenen Ideologien ab, selbst wenn diese im Widerspruch zur gelebten Realität stehen.

Der zweite Grund, weshalb der Konflikt zwischen Beruf und Familie oft unsichtbar ist, liegt in den starken Auswirkungen von Einstellungen, die an vielen Arbeitsplätzen vertreten werden. Beispielsweise berichten Männer, dass ihr Engagement für die Firma infrage gestellt wird, wenn sie ihre Verpflichtung gegenüber ihrer Familie erwähnen. Interessanterweise wird ein Familienfoto auf dem Schreibtisch eines Mannes als ein positives Anzeichen von Verlässlichkeit gesehen, aber alles Weitere, wie die Bitte, an einem Nachmittag früher gehen zu dürfen, um sich eine Schulaufführung anschauen zu können, wird als eine Bedrohung für die Arbeitsleistung wahrgenommen. Die Verherrlichung eines heroischen Arbeitseinsatzes, bei dem oft Familienbedürfnisse ignoriert werden, und der damit verbundene Ruhm sind besonders wichtige Hinweise für Männer und Frauen, ihre familialen Verpflichtungen aktiv zu verheimlichen. Bei einer Firma ist ein respektierter Marketing-Manager für „macho Sitzungen“ berüchtigt – der Tag beginnt mit einer Sitzung um 07.00 Uhr und endet mit einer um 20.00 Uhr. In einem anderen Unternehmen stellt ein Rundschreiben die Leistungen eines Ingenieurs heraus, der 36 Stunden am Stück arbeitete, um ein Projekt abzuschließen, dann nach Hause zum Duschen fuhr, nur um anschließend an den Arbeitsplatz zurückzukehren. Solche Hinweise haben starke Auswirkungen auf Männer und Frauen, die in diesen Firmen arbeiten. Sie sind so machtvoll, dass wir in unserer Forschungsarbeit feststellten, dass Männer nahezu alles Denkbare unternehmen, um ihr Familienleben unsichtbar zu halten. Ein Manager berichtete beispielsweise, dass er sein Auto am anderen Ende des Parkplatzes abstellt. So muss er am Abend nicht am Büro seines Vorgesetzten vorbeigehen, um zu seinem Wagen zu gelangen.

Ein dritter Grund, weshalb der Konflikt zwischen Beruf und Familie oft unsichtbar bleibt, hängt mit den Medien zusammen. Die erwerbstätige Mutter wurde schnell zu einer Ikone, der in vielen Formen populärer Medien – von Unterhaltungsprogrammen bis hin zu Werbespots – eine führende Rolle zukommt. Es hat bedeutend länger gedauert, bis der berufstätige Vater erschien. Beispielsweise parodiert die Werbung für eine neue kommerzielle Website für Besitzer kleiner Unternehmen einen Vater, der an einer Quizshow teilnimmt. Er versucht, die Namen seiner Kinder zu behalten, um den großen Preis zu gewinnen. Dieselbe Werbung mit einer weiblichen Hauptperson wäre nicht humorvoll; bei erwerbstätigen Müttern wird davon ausgegangen, dass sie stark in ihr Familienleben investiert haben. Diese Unausgeglichenheit ändert sich langsam: Berufstätige Väter sind derzeit die Lieblinge der Medien und tauchen immer häufiger in allem auf – von Werbeanzeigen über TV-Komödienserien bis hin zu Nachrichtenprogrammen. Aber selbst wenn die Medien mehr und mehr Aufmerksamkeit erwerbstätigen Vätern widmen, bleibt die Berichterstattung in einem wichtigen Bereich defizitär: Die Medien werfen ein Schlaglicht auf die Situation einer Handvoll Männer – nahezu immer sehr prominenter und erfolgreicher Männer wie z.B. des Präsidenten von American Express, der bei seinem Rücktritt seinen Wunsch erwähnte, mehr Zeit mit seiner Familie zu verbringen. Ähnliches gilt für die Berichterstattung über den britischen Premier Tony Blair hinsichtlich der Option eines Erziehungsurlaubs nach

der Geburt seines vierten Kindes. Jedoch wird nicht die Situation der Masse von Vätern systematisch berücksichtigt, die weniger herausragende Positionen haben und möglicherweise über bei weitem weniger Ressourcen verfügen. Die streiflichtartige Berichterstattung über berühmte Väter mag ermutigend sein, ist aber erst ein Anfang.

Der vierte und letzte Grund, weshalb der Konflikt zwischen Arbeit und Beruf bei Männern häufig unsichtbar bleibt, ist das Resultat des Handelns – oder besser: der Untätigkeit – vieler akademischer Forscher. Zu oft haben diese den Mythos aufrecht erhalten, dass der Konflikt zwischen Beruf und Familie ein Phänomen ist, das von Müttern, aber nicht von Vätern, erlebt wird. Ein Grund für die Schräglage in der akademischen Literatur ist die von vielen Wissenschaftlern gemachte Vorannahme, dass Väter eine Population sind, die schwieriger zu erreichen und zu untersuchen ist als diejenige der Mütter. Egal ob dies zutreffend ist oder nicht, bleibt dieses Argument ein schwaches und kann nicht als Grund für das Ignorieren einer wichtigen Population verwendet werden.

Erwerbstätige Väter: ein Aufruf zum Handeln

Die bisher vorgestellten Daten belegen den Konflikt, mit dem Männer beim Managen ihrer familialen und beruflichen Verpflichtungen konfrontiert sind. Die wichtigsten Gründe, weshalb der Grad dieses Konflikts bei Vätern heute so hoch ist und weshalb diese Fakten oft unsichtbar bleiben, wurden besprochen. Ein natürlicher Abschluss einer solchen Diskussion wäre ein Aufruf zum Handeln – eine Herausforderung an Wissenschaftler und Praktiker, Forschungsprogramme und Interventionen in Organisationen zu entwickeln, bei denen Männer als Faktor in der Beruf-Familie-Gleichung berücksichtigt werden. Bevor jedoch solch ein Aufruf gemacht wird, ist es sinnvoll, die Gründe zu analysieren, weshalb ein Handeln wichtig ist. Es gibt viele einleuchtende Gründe und Vorteile für verschiedene Gruppierungen:

Als Erstes profitieren Kinder, wenn Väter ihre vielfachen Verpflichtungen hinsichtlich Beruf und Familie besser managen können. Entwicklungspsychologen fanden heraus, dass Väter einen wichtigen Einfluss auf die psychische, soziale und schulische Entwicklung in jeder Entwicklungsphase eines Kindes ausüben (siehe die Literaturübersicht bei Levine/Pittinsky 1997).

Zum Zweiten werden Arbeitsplätze profitieren, wenn Väter ihre multiplen Pflichten besser bewältigen können. Wenn auf die Bedürfnisse von männlichen und weiblichen Beschäftigten hinsichtlich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf reagiert wird, wirkt sich dies auf verschiedene Weise positiv auf die Bilanz aus: von weniger Verspätungen über seltenere Abwesenheiten bis hin zu besseren Arbeitsleistungen. Zu diesem Ergebnis kamen sowohl unternehmenseigene Untersuchungen als auch Studien über mehrere Firmen (siehe die Literaturübersicht bei Levine/ Pittinsky 1997). Vor kurzem wurde dies auch in einer nationalen Untersuchung herausgefunden: „The National Study of the Changing Workforce“ ergab, dass Arbeitnehmer/innen, die einen Konflikt zwischen Beruf und Familie erleben, eher kündigen als andere. Ein weiterer wichtiger Vorteil, wenn Arbeitgeber die Bedürfnisse erwerbstätiger Väter berücksichtigen, liegt in dem Beitrag, den elterliche Fähigkeiten am Arbeitsplatz leisten. Die in der Familiensphäre entwickelten Fertigkeiten – z.B. das Jonglieren mit vielfältigen Aufgaben

und das klare Kommunizieren – können zum Unternehmenserfolg beitragen. Aus diesem Grund argumentiert der Managementexperte Peter Senge (1990), dass die Anhänger der „lernenden Organisation“ dazu beitragen werden, das Tabu aufzulösen, das Arbeitswelt und Familie voneinander trennt.

Es ist wichtig zu beachten, dass die Einflüsse wechselseitig sind. Was Männern am Arbeitsplatz passiert, wird auf signifikante Weise prägen, wie sie auf ihre Familien zugehen. Und es spielt nicht nur eine Rolle, wie viel Zeit Väter arbeitenderweise verbringen, sondern auch, was während dieser Zeit passiert. Beispielsweise untersuchten die Psychologinnen Maureen Perry-Jenkins und Ann C. Crouter (1990) von der Universität von Illinois Väter mit Kindern zwischen acht und 12 Jahren aus der Arbeiterschaft. Sie stellten fest, dass das Erziehungsverhalten der Väter dadurch beeinflusst wird, wie sie am Arbeitsplatz behandelt werden. Väter, die dort nicht gut behandelt werden, hatten eine niedrigere Selbstachtung und tendierten zu einem strengen, straffenden Erziehungsstil. Andere Forscher haben eine Beziehung hergestellt zwischen der Autonomie am Arbeitsplatz und der Berufszufriedenheit eines Vaters auf der einen sowie der Länge und Qualität der Interaktionen mit seinen Kindern auf der anderen Seite (siehe Levine/Pittinsky 1997).

Zum Dritten profitieren Frauen, wenn Väter ihre vielfältigen beruflichen und familialen Verpflichtungen besser managen können. Als ein neues Thema mag der Konflikt zwischen Beruf und Familie bei Männern ein großes Interesse hervorrufen. Es wäre unangemessen und gefährlich, wenn diese Aufmerksamkeit diejenige für die beruflichen und familialen Bedürfnisse von Frauen in den Schatten stellen würde. Selbst wenn man die sich gerade abspielenden evolutionären Veränderungen berücksichtigt, übernehmen Frauen immer noch einen disproportionalen Anteil der „zweiten Schicht“. Ein zunehmendes Interesse an erwerbstätigen Vätern berechtigt jedoch zu großen Hoffnungen für berufstätige Mütter: Zum einen werden Männer am Arbeitsplatz freier sein, wenn wir mehr die beruflichen und familialen Fragen von Männern angehen. Sie werden besser positioniert sein, um zu Hause eher ihren vollen Anteil zu leisten. Wenn mehr und mehr Väter Regelungen und Programme zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie an ihren Arbeitsplätzen nutzen, wird es zum anderen wahrscheinlich, dass diese zum Standard werden, also nicht mehr als Ausnahmen und als ein Entgegenkommen für erwerbstätige Mütter gesehen werden. Dies wird ein wichtiger Wandel sein, da derzeit noch Arbeitskräfte – in der Regel Frauen – berichten, dass sie in ihrer Karriere behindert werden, wenn sie Regelungen und Programme zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie nutzen. Je mehr Männer *und* Frauen von solchen Angeboten Gebrauch machen, umso mehr werden diese akzeptiert und umso weniger wird ihre Inanspruchnahme stigmatisiert.

Letztlich werden auch Männer profitieren, wenn ihre Probleme hinsichtlich Beruf und Familie besser verstanden und angegangen werden. Zu Beginn dieses Kapitels haben wir den hohen Grad an Konflikt beschrieben, den erwerbstätige Väter erleben. Die Forschung hat einen solchen Stress mit vielen negativen Auswirkungen in Verbindung gebracht – mit negativen Folgen sowohl für die Psyche als auch für die Gesundheit. Beispielsweise fanden Rosalind Barnett und Caryl Rivers (1998) im Auftrag der U.S. National Institutes of Mental Health bei einer Untersuchung über Doppelverdiener-Paare heraus, dass Männer, die sich die wenigsten Sorgen bezüglich der Beziehung zu ihren Kindern machten, auch die wenigsten gesundheitlichen Probleme hatten. Ein

Vater zu sein, der sich mit seinen Kindern intensiv beschäftigt – dies wirkt sich positiv auf die Gesundheit des Mannes aus.

Aus all diesen Gründen und zum Vorteil für all diese Gruppen sind Vaterschaft und Berufstätigkeit ein reizvoller Bereich, dem sich Wissenschaftler und Praktiker intensiver widmen sollten. In der nächsten Zeit sollten wir „bejahende Aufmerksamkeit“ auf die Thematik von Vaterschaft und Beruf richten, erwerbstätige Väter herausstellen und Interesse an den Erfahrungen von Männern mit Kindern und an einer Vielzahl anderer Themen bezüglich Arbeit und Leben wecken (z.B. die Versorgung alter Menschen). Auf längere Sicht – wenn sich die Erfahrungen sowohl von Männern als auch von Frauen deutlicher abzeichnen – sollten wir Diskussionen, bei denen eine Gruppe auf Kosten der anderen gesehen wird, durch solche ersetzen, bei denen wir das ganze System der Arbeitswelt und Familie betrachten: Kinder, Mütter und Väter, Arbeitsplätze und wichtige Institutionen wie z.B. Schulen. Auf ähnliche Weise, wie die Herausgeber dieses Buchprojekts konzipiert haben, ist jedes ein wichtiges Kapitel, aber erst alle zusammengenommen erzählen die ganze Geschichte.

Literatur

- Barnett, R.C./Rivers, C.: She works/he works: How two-income families are happy, healthy, and thriving. Boston: Harvard University Press 1998
- Bond, J.T./Galinsky, E./Swanberg, J.E.: The 1997 National Study of the Changing Workforce. New York: Families and Work Institute 1998
- Friedman, D.: Linking work-family issues to the bottom line. New York: The Conference Board 1991
- Googins, B.K.: Work/family conflicts: Private lives, public responses. New York: Auburn House 1991
- Hochschild, A./Machung, A.: The second shift: Working parents and the revolution at home. New York: Viking 1989
- Levine, J.A./Pittinsky, T.L.: Working fathers: New strategies for balancing work and family. Boston: Addison-Wesley 1997
- Perry-Jenkins, M./Crouter, A.C.: Men's provider role attitudes: Implications for household work and marital satisfaction. *Journal of Family Issues* 1990, 11, S. 136-156
- Pleck, J.H.: Families and work: Small changes with big implications. *Qualitative Sociology* 1992, 15, S. 427-432
- Pleck, J.H.: Are „family-supportive“ employer policies relevant to men? In: Hood, J.C. (Hrsg.): Men, work, and family. Newbury Park: Sage 1993, S. 217-237
- Senge, P.M.: The fifth discipline: The art and practice of the learning organisation. New York: Doubleday/Currency 1990

Homosexuelle Väter

Zu keinem anderen Zeitpunkt in der Geschichte war es homosexuellen Vätern und lesbischen Müttern möglich, so offen und uneingeschränkt über ihr Selbstverständnis, ihre sexuelle Orientierung und ihren Wunsch nach Elternschaft zu sprechen wie heute. Wesentlich zu dieser Entwicklung beigetragen haben Veränderungen in den Bürgerrechten sowie gesellschaftliche Bewegungen des späten 20. Jahrhunderts, die ihren Anfang in den USA nahmen (z.B. die Bürgerrechtsbewegung „Gay Liberation Movement“, gegründet 1969 in New York City; vgl. D’Emilio/Freedman 1988). Homosexuelle aller Schichten schlossen sich damals zusammen, um einerseits auf ihre Rechte und andererseits auf verschiedene Formen der Unterdrückung und Demütigung durch Gesellschaft und Polizei aufmerksam zu machen (a.a.O.). Immer mehr Homosexuelle zogen in die Städte, gaben Zeitungen heraus, gründeten Gemeindezentren und entwickelten Nachbarschaftsangebote (Faderman 1991). Die American Psychiatric Association ersetzte 1973 den Begriff „Homosexualität“ im DSM II durch die Kategorie „sexuelle Orientierungsstörung“ und 1980 im DSM III durch die Bezeichnung „egodystone Homosexualität“ – mit Verweis darauf, dass von einer Sexualstörung im psychiatrischen Sinne nur dann die Rede sein soll, wenn der/die Homosexuelle an seiner/ihrer Sexualität oder deren Auswirkungen leidet. Und schließlich hob die Bürgerrechtskommission der Vereinigten Staaten 1975 das Verbot auf, homosexuellen Menschen eine Arbeit zu geben.

Erst mit Beginn der 80er Jahre wurden homosexuelle Familien auch in der Öffentlichkeit stärker wahrgenommen (Pies 1988). Das Interesse an dieser Thematik wurde zudem durch das Auftreten der Krankheit AIDS verstärkt, welche 1981 in den USA bekannt wurde. Die Folgen dieser Krankheit und die Ohnmacht ihr gegenüber mobilisierten viele Homosexuelle, sich insbesondere für die Verbesserung von Partnerschaftsrechten einzusetzen, da diese im Zuge der Krankheit vermehrt zur Sprache kamen.

Die 90er Jahre stellten für Homosexuelle eine zwiespältige Zeit dar. Auf der einen Seite fanden sich Bemühungen, homosexuelle Familienformen zu legitimieren, da immer mehr Menschen mit einer Gleichstellung dieser Gruppe innerhalb der Bevölkerung einverstanden waren (Eskridge 1996). Homosexuelle begannen mehr und mehr, wichtige Aspekte sowohl ihrer sexuellen Identität als auch ihrer Lebensweise zu offenbaren und sich für das Sorgerecht ihrer Kinder vor Gericht einzusetzen. Auf der anderen Seite mussten sie auch häufig Rückschläge hinnehmen, allen voran im Bereich der Elternschafts- oder Partnerschaftsrechte (so z.B. bei Sorgerechtsentscheidungen).

Hintergründe

Die Entwicklung in den vergangenen 30 Jahren zeigt deutlich die Ambivalenzen, mit welchen sich Homosexuelle konfrontiert sehen. Viele politische und juristische Entscheidungen unterlagen starken Schwankungen und waren vielfach mit Skepsis und Unsicherheiten verknüpft. Nicht zuletzt sind wichtige Lebensaspekte und Rechte homosexueller Menschen zu einem Großteil das Ergebnis folgender Sachverhalte:

1. Homosexuelle Menschen stellen eine Minorität dar: Sie sind ein untergeordneter Teil der komplexen Gesellschaft eines Staates (Paul et al. 1982). Sie verfügen über Charakteristika, die vom Großteil der Gesellschaft als gefährlich oder unwürdig betrachtet werden (a.a.O.). Aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit haben sie selbst eine Gemeinschaft gebildet (Altman 1982; D'Emilio 1983; Levine 1979b). Sie werden in und durch die Gesellschaft unterschiedlich behandelt (Gross/ Aurand/Addressa 1988; Herek 1989; Herek/Berrill 1990; Levine 1979a; Levine/ Leonard 1984; Paul 1982). Eine Gruppe, welche diese (z.T. attribuierten) Merkmale aufweist, unterliegt der erhöhten Gefahr von Vorurteils- und Stigmatisierungsprozessen.
2. Das Leben der Homosexuellen ist mit vielen Stigmata und Vorurteilen behaftet. Das Ausmaß dieser Vorurteilshaltungen manifestiert sich im Alltagsgeschehen z.B. in Form von öffentlich-verbale Beschimpfungen oder Abwertungen bis hin zu körperlichen Misshandlungen. Dabei bezieht sich das Ablehnungsverhalten auf die unterschiedlichsten Lebensbereiche, wie z.B. Arbeitsplatz, Wohnungssuche, Herkunftsfamilie oder den medizinischen Bereich (Herek 1991; Pollack/Vaughn 1987; Weston 1991). In Bezug auf das hier zu diskutierende Thema sehen sich beispielsweise homosexuelle Väter mit folgenden Befürchtungen und Vorwürfen konfrontiert: (a) Ihre Kinder würden einer erhöhten Gefahr für die Entwicklung von Verhaltensauffälligkeiten unterliegen (z.B. Formen der kindlichen Depression, geringes Selbstbewusstsein u.Ä.); (b) sie hätten Schwierigkeiten mit der Gestaltung und Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen (vor allem von ihren Peers würden sie nicht ernst genommen); (c) die Anwesenheit eines homosexuellen Vaters erhöhe das Risiko der sexuellen Belästigung bis hin zum Missbrauch des Kindes; und (d) Kinder homosexueller Väter würden später selbst homosexuell. Es erscheint offensichtlich, dass auf dieser Basis vielen Homosexuellen die Auseinandersetzung mit dem Thema Elternschaft regelrecht Angst macht, was häufig zur Folge hat, dass die eigenen Fähigkeiten als Eltern bereits im Vorfeld zu stark hinterfragt werden (Bozett 1987b). Unter ungünstigen Umständen kann es so weit kommen, dass das Erleben von Elternschaft als etwas Beschämendes und nicht als etwas Schönes und Bereicherndes erfahren wird.
3. Insbesondere in Deutschland gibt es bislang zu wenig Forschung bezüglich homosexueller Männer – geschweige denn Väter: Zillich (1993) führt lediglich sieben Studien an (Bochow 1988, 1989; Dannecker 1990; Dannecker/Reiche 1974; Pingel/Trautwetter 1987; Starke 1992; Zillich 1988), welche zum einen die Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten im Leben homosexueller Männer betonen (z.B. Coming out, Leben in einer spezifischen Subkultur) und sich zum anderen – vor allem im Zuge der AIDS-Forschung – mit dem Sexualverhalten homosexueller Männer beschäftigen. Forschungsergebnisse hinsichtlich gleichgeschlechtlicher Bezie-

hungen und homosexueller Elternschaft liegen in erster Linie aus den USA vor. Doch auch aus Dänemark, Schweden, den Niederlanden und England liegen mehr Studien als aus Deutschland vor. Im Allgemeinen zeigt sich jedoch, dass Stigmata und Vorurteile durch fortschrittliche und aufklärende Forschungsergebnisse weder schnell noch unumstößlich aus der Welt zu schaffen sind. Dies liegt z.T. daran, dass negative Stereotype über homosexuelle Menschen auch das Ergebnis sich historisch entwickelnder kultureller Ideologien sind – welche eine hohe Stabilität aufweisen, da sie u.a. die Unterdrückung von Minoritäten „rechtfertigen“, indem der „Außen-seitergruppe“ bestimmte Merkmale zugeschrieben werden (z.B. sexuelle Hyperaktivität; mit körperlichen oder psychischen Krankheiten versehen u.Ä.).

Wie oben bereits angedeutet, werden im nun folgenden Text vornehmlich Untersuchungen aus den USA vorgestellt. Die ersten Untersuchungen wurden ca. 1970 durchgeführt, wobei es sich hier um Fallstudien handelt (z.B. Mager 1975; Osman 1972; Weeks/Derdeyn/Langman 1975). Erst gegen Ende der 70er und in den frühen 80er Jahren wurden größere empirische Studien realisiert, deren Stichproben im absoluten Vergleich jedoch immer noch klein ausfielen. An diesen Studien nahmen junge homosexuelle Väter aus der Mittelschicht teil, welche über einen gehobenen Bildungsstatus verfügten, in städtischen Gebieten wohnten und eine offene Einstellung hinsichtlich ihrer Homosexualität zeigten. Die Untersuchungen beziehen sich folglich auf einen kleinen – und damit nicht repräsentativen – Ausschnitt aus der heterogenen Gruppe der homosexuellen Väter. Die Leserin/der Leser sollte sich zudem stets vor Augen halten, dass bei den Teilnehmern solcher Untersuchungen die Gefahr besteht, sich in einer „sozial erwünschten“ Art und Weise zu verhalten – zumal es sich um eine Gruppe handelt, von welcher angenommen werden darf, dass sie darauf bedacht ist, bestehende Vorurteile und Diskriminierungen abzuschwächen bzw. aus der Welt zu schaffen.

Auftretenshäufigkeit von homosexueller Vaterschaft

Das Konzept der heterosexuellen Elternschaft ist so tief in unserer kulturellen Geschichte verwurzelt, dass der Gedanke an eine homosexuelle Elternschaft nur schwer zu fassen ist. Ein Ausdruck dieser Einstellung zeigt sich in der Tatsache, dass Homosexualität üblicherweise mit Kinderlosigkeit gleichgesetzt wird (Streib 1991). Tatsächlich gibt es jedoch eine nicht geringe Anzahl von Männern, welche sich mit der Aufgabe konfrontiert sehen, zwei Identitätsaspekte in Einklang sowohl mit sich selbst als auch mit ihrer Umwelt zu bringen: Homosexualität und Vaterschaft.

In Deutschland wird dieser Thematik öffentlich wie institutionell sehr wenig Beachtung geschenkt. Dies zeigt sich bereits darin, dass für die Prävalenz homosexueller Väter bisher keine Daten vorliegen. Ähnlich wie in anderen Staaten lassen sich vermutlich auch für Deutschland als zwei wesentliche Gründe für dieses Informationsdefizit aufseiten der Befragten die Angst vor Diskriminierungen oder dem Verlust bestimmter Rechte (z.B. Sorgerecht, Besuchsrecht) anführen (Blumenfeld/Raymond 1988; Campbell 1994; Pagelow 1980). Diese Ängste veranlassen viele homosexuelle Väter, ihre sexuelle Identität hinter der Fassade der gesellschaftlich akzeptierten Form der Kleinfamilie zu verbergen (Dunne 1987; Robinson/Barret 1986). Auf der anderen

Seite nimmt im Zuge einer wachsenden Offenheit gegenüber sexuellen Orientierungen die Wahrscheinlichkeit zu, dass immer weniger homosexuelle Männer den „offiziellen Weg“ der Vaterschaft wählen: heiraten, um Kinder zu bekommen (Golombok et al. 1995; Martin 1993; Pies 1985). Derartige durch den Zeitgeist bedingte Trends können somit das Auftreten homosexueller Vaterschaft und spezifische Charakteristika homosexueller Väter beeinflussen und machen numerische Einschätzungen instabil.

Ebenso sind spezifische Definitionsschwierigkeiten zu beachten, da unklar ist, welche Kriterien eine Familie als „homosexuell“ kennzeichnen – wobei in diesem Zusammenhang darauf verwiesen werden soll, dass das Konzept der „Familie“ im Allgemeinen vielerlei Definitionsschwierigkeiten unterliegt (für eine Übersicht vgl. Petzold 1998). Welche Funktion oder Rolle spielen beispielsweise „Stiefeltern“, der Partner eines homosexuellen Vaters oder andere Mitglieder des Haushalts? Laird (1993) verwies in diesem Zusammenhang auf den Begriff der „dual-orientierten Familie“: Eine duale Orientierung würde sich beispielsweise auf ein lesbisches Elternpaar mit einem heterosexuellen Sohn beziehen. Ebenso werden in diesem Bereich „weite“ und „enge“ Formen der Definition diskutiert. So setzt sich beispielsweise Patterson (1994a) für eine weit gefasste Definition homosexueller Familien ein und versteht darunter jede Familienkonstellation, welche mindestens ein homosexuelles Mitglied beinhaltet.

Trotz dieser Schwierigkeiten kommt man in den USA zu der Schlussfolgerung, dass ca. 8 bis 10% der männlichen Population in ihrer sexuellen Orientierung überwiegend homosexuell ist. Man schätzt des Weiteren, dass 10% der Männer dieser Gruppe Väter sind. Von daher müsste es heute in den USA zwischen einer und drei Millionen homosexueller Väter geben. Wenn jeder dieser Väter im Durchschnitt zwei Kinder hat, resultiert daraus eine Anzahl von zwei bis sechs Millionen Kindern (Editors of the Harvard Law Review 1990; Gottman 1990; Laumann et al. 1994; Martin 1993). Für Deutschland liegen ebenso nur Schätzungen vor, welche die Zahl der homosexuellen Eltern auf ca. ein bis zwei Millionen beziffern (Thiel 1996, zit. in Wieners 1999, S. 64; <http://www.gayserver.de/homoeltern.htm>).

Wer sind nun diese Väter? Welchen besonderen Belastungen und Herausforderungen im alltäglichen Leben stehen sie und ihre Kinder gegenüber und wie gehen sie damit um? Wie sind diese Männer überhaupt Eltern geworden? Können sie „gute“ Eltern sein? Wie entwickeln sich ihre Kinder? Solche und ähnliche Fragen sind in diesem Bereich häufig anzutreffen. Sie alle verfügen auch über das Potenzial, wichtige Antworten auf eine übergeordnete Fragestellung zu geben: Was kann die Beschäftigung mit diesem Thema für das bisherige Verständnis von Elternschaft, Kinderentwicklung und Familienleben leisten? Zunächst soll in diesem Kapitel jedoch die Frage verfolgt werden, welche Formen homosexueller Vaterschaft es gibt und wie es bei den betroffenen homosexuellen Männern zur Vaterschaft kam bzw. welche Motive den Wunsch nach Elternschaft begründet haben.

Die heterogene Gruppe homosexueller Väter

Vorwegnehmend sei erwähnt, dass es bezüglich des Begriffs „homosexueller Vater“ beträchtliche Unklarheiten gibt. So identifizieren sich viele Männer, die sexuelle Beziehungen mit anderen Männern unterhalten, *nicht* als homosexuell. Im Folgenden

geht es ausschließlich um Männer, die eine homosexuelle Identität gegenüber sich selbst und ihrer Umwelt akzeptieren. Innerhalb dieser Gruppe gibt es sehr große Unterschiede hinsichtlich des Alters, des Bildungsstandes, der ethnischen Herkunft und anderer demografischer Faktoren. In mehreren amerikanischen Studien (Bozett 1982, 1989; Green/Bozett 1991; Patterson 1994a; Seligman 1990) zeigte sich jedoch deutlich, dass der größte Anteil homosexueller Väter geschieden ist, d.h., diese Männer gingen zunächst eine heterosexuelle Beziehung mit anschließender Heirat ein und hatten in dieser Beziehung auch Kinder. Erst zu diesem Zeitpunkt offenbarten sie ihre homosexuelle Identität. Die Gründe für eine Heirat waren bei diesen Männern vielschichtig: der Wunsch nach Kindern, sozialer und kultureller Druck, die Hoffnung, dass mit einer Heirat die homosexuellen Fantasien verschwinden würden, Unsicherheiten hinsichtlich ihrer sexuellen Identität u.Ä. (Golombok/Spencer/Rutter 1983; Hoeffler 1981; Patterson 1995; Patterson/Chan 1997; Ross 1983; Strommen 1989).

Auf das Coming-out der Väter – die Enthüllung der Homosexualität vor sich selbst wie auch vor anderen – folgte in den meisten Fällen die Trennung von Frau und Kindern (Buxton 1999). Bei einer eingereichten Scheidung wird das Sorgerecht für die Kinder üblicherweise der Mutter übertragen (Rivera 1991). Dennoch ergibt sich für homosexuelle Väter eine weite Bandbreite von Möglichkeiten, mit ihren Kindern in Kontakt zu bleiben (z.B. Besuchsvereinbarungen), doch muss der geschiedene Vater meist mit einem stark reduzierten Kontakt zu seinen Kindern auskommen und sich gleichzeitig an sein „neues“ Leben als homosexueller Mann anpassen.

Lediglich ein sehr kleiner Teil geschiedener homosexueller Väter erhält das Sorgerecht für seine Kinder. Dies ist jedoch meist nur dann der Fall, wenn schwerwiegende Gründe dagegen sprechen, dass die Mutter das Sorgerecht allein ausführt (z.B. bei einer schweren Krankheit). Diese Situation ist für die Väter insofern schwer, als sie sich das erste Mal in der Rolle des primären Fürsorgers befinden, (meist) als Alleinerziehende fungieren und sich an die neuen sozialen Umstände eines homosexuellen Mannes gewöhnen müssen.

Eine weitere Gruppe homosexueller Väter wurde nach dem Coming-out Pflege- oder Adoptivelternteil. Dies ist jedoch bisher nur in den USA möglich. Dabei stehen die Kinder meist in einem biologischen Verhältnis zum Vater, indem beispielsweise das Kind über eine Leihmutter ausgetragen wird (Patterson 1995). Da hierzu nur zwei Studien aus den USA vorliegen, sollen diese inhaltlich kurz referiert werden (Sbordone 1993 und McPherson 1993, beide zit. in Patterson/Chan 1999, S. 203f.). In der Studie von Sbordone wurden 78 homosexuelle Männer, welche Väter durch Adoption oder mit Hilfe einer Leihmutter wurden, mit 83 homosexuellen Männern verglichen, welche keine Väter waren. Ein besonders auffälliges Ergebnis betrifft die Tatsache, dass über die Hälfte aller homosexuellen Nicht-Väter gerne ein Kind großziehen würde – insbesondere die jüngeren Befragten. Zwischen den Gruppen zeigten sich keine Unterschiede hinsichtlich der Beziehungen zu den eigenen Eltern. Die homosexuellen Väter berichteten darüber hinaus über eine höhere Selbsteinschätzung und weniger negative Einstellungen zur Homosexualität als jene Homosexuellen, welche nicht Vater wurden. In der zweiten Studie (McPherson 1993) wurde die Arbeitsaufteilung, die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung sowie die Zufriedenheit mit der Partnerschaft bei 28 homosexuellen und 27 heterosexuellen Elternpaaren untersucht. Die homosexuellen Paare berichteten von einer ausgewogeneren Aufteilung der Verantwortlichkeiten im

Haushalt und hinsichtlich der Kinderbetreuung. Diese Paare berichteten auch über mehr Zufriedenheit im Hinblick auf die Kinderbetreuung und ihre eigene Partnerschaft, insbesondere in den Bereichen „Zusammenhalt“ und „emotionaler Ausdruck“.

Bezüglich der Adoptions- oder Pflegeelternschaft sei noch erwähnt, dass in den USA homosexuelle Männer die biologischen Kinder ihrer homosexuellen Partner adoptieren können (Patterson 1995; Seligman 1990). Häufig ist dies jedoch erst nach harten (und meist jahrelangen) juristischen Auseinandersetzungen möglich (Patterson 1995; Ricketts 1991). Anderen Vätern wird das Recht zur Adoption oder Pflege nur in spezifischen Fällen zugesprochen, so z.B. bei Kindern mit Krankheiten oder Behinderungen, bei Geschwisterkindern oder Kindern mit gemischtem ethnischen Hintergrund. Eine Anzahl homosexueller Männer hat auch interrassische oder internationale Adoptionen vollzogen. In welcher Art und Weise in Deutschland das Verhältnis zur Homosexualität den Umgang mit Fragen zur Adoptiv- oder Pflegeelternschaft dominiert, zeigt eindrucksvoll das Beispiel von Sasse (1995, S. 26/27, zit. in Wieners 1999), wonach in der Stadt Berlin homosexuellen Männern ausschließlich aidskranke Kinder als Pflegekinder vermittelt werden. Adoptionen sind für homosexuelle Männer grundsätzlich nicht möglich – es sei denn, sie verschweigen ihre Homosexualität und berufen sich auf Paragraph 1741 Abs. 3 BGB, wonach die Adoption eines Kindes bei Alleinstehenden genehmigt werden kann. Die Aussichten sind hierbei jedoch gering, da üblicherweise heterosexuelle Paare bevorzugt werden.

Eine weitere in den USA vorkommende und in Deutschland mit hoher Wahrscheinlichkeit nur äußerst selten anzutreffende Form der Familiengründung besteht für homosexuelle Männer darin, Kinder mit einer Frau zu zeugen und aufzuziehen, mit welcher sie zwar zusammenleben, jedoch ansonsten in keinerlei Weise sexuellen Kontakt haben. Dies bezeichnet man als homosexuelles „Co-parenting“ (Rosenthal/Keshet 1981), wobei alle möglichen Formen des Zusammenlebens vorstellbar sind (z.B. eine Lesbe und ein homosexueller Mann oder eine Lesbe und ein heterosexueller Mann). Aufseiten der Männer wie Frauen können hierfür unterschiedliche Beweggründe existieren, wie z.B. finanzielle Belange, das Umgehen schwieriger Behördenformalitäten oder schlichtweg gegenseitige Sympathie (Pies 1988). Eines dieser Arrangements wird dabei als „Vierfach-Elternschaft“ („quadra-parenting“) bezeichnet. Dabei lebt jeweils ein homosexuelles und ein lesbisches Paar zusammen. Das Kind lebt dabei teilweise in einem, teilweise im anderen Haushalt. Wie bereits erwähnt, können homosexuelle Männer derartige Arrangements mit heterosexuellen oder lesbischen Frauen sowie mit allein stehenden oder in Beziehung lebenden Frauen aufbauen (Martin 1993; Van Gelder 1991).

Schließlich besteht noch eine weitere Möglichkeit der Elternschaft für homosexuelle Väter: das Arrangement mit einer „Leihmutter“. Dabei ist es in Deutschland dem homosexuellen Mann jedoch nur möglich, durch heterosexuellen Geschlechtsverkehr oder künstliche Befruchtung ohne die Inanspruchnahme eines Arztes Vater zu werden. Dagegen ist in den USA die Möglichkeit der künstlichen Befruchtung in diesem Zusammenhang gegeben (Martin 1993). Mit der Geburt des Kindes verliert dann die Mutter jeglichen Anspruch an das Kind, und der biologische Vater wird der alleinige legale Elternteil. Das Kind wird schließlich von den beiden Männern aufgezogen und eventuell von dem nicht biologischen Vater adoptiert.

Zu welchen Diskussionen und Entscheidungsschwierigkeiten diese Form der Zeugung in den USA führte, soll hier kurz angerissen werden. Dabei sind vor allem zwei Ambiguitäten homosexueller Vaterschaft betroffen. Erstere betrifft den Grad, zu welchem die biologische Abstammung Einfluss nehmen soll auf die Etablierung von Elternschaft. Wichtig ist in diesem Zusammenhang z.B. der Status des Samenspenders. Ist ein Homosexueller, welcher seinen Samen spendet, als Vater des Kindes zu betrachten? In einigen Staaten der USA ist dies nur dann der Fall, wenn die Insemination von einem Arzt überwacht wird und der Samenspender der Ehemann der Empfängerin ist. Erst dann erhält der Samenspender sämtliche elterlichen Rechte als auch Pflichten. In anderen Fällen ist der „anonyme“ homosexuelle Samenspender bereits der zukünftigen Mutter bekannt oder die Insemination wird nicht von einem Arzt überwacht. Die Klärung derartiger Fragen ist deshalb von Relevanz, da in einigen Fällen anonyme Samenspender Kontakt zu ihrem Kind aufnehmen möchten oder versuchen, legale Rechte zu erhalten.

Die zweite Ambiguität betrifft den Status des Partners des homosexuellen Vaters. Wie ist dessen Rolle gegenüber dem Kind/den Kindern definiert? Einige Autoren argumentieren, dass er in dieser Hinsicht mit einem Stiefelternteil vergleichbar ist (z.B. Baptiste 1987; Crosbie-Burnett/Helmbrecht 1993). Beachtung muss dabei auch das Alter des Kindes erhalten. So wird derjenige Partner eines homosexuellen Vaters, der bereits ab einem sehr frühen Alter des Kindes (z.B. ein Jahr) im Haushalt lebt, mit höherer Wahrscheinlichkeit als eine Elternfigur betrachtet als ein neuer Partner, der einem Teenager gegenübertritt.

Anhand all dieser zum Teil noch ungeklärten Fragen und Debatten wird deutlich, dass die Gruppe der homosexuellen Väter (oder jener, die es werden wollen) sehr heterogen ist – und ebenso deren Familienstrukturen. Meist sind es die spezifischen Umstände der jeweiligen Situation, welche die Möglichkeiten einer Vaterschaft einschränken oder erweitern.

Im folgenden Abschnitt soll auf die große Gruppe der geschiedenen homosexuellen Väter noch spezifischer eingegangen werden. Wie bereits erwähnt, verhält es sich vielfach so, dass homosexuelle Männer zunächst eine Partnerschaft mit einer Frau eingehen, diese heiraten, Kinder zeugen und erst viel später ihre Homosexualität gegenüber der Familie offenbaren. Welche Dynamik derartigen Entwicklungsprozessen zugrunde liegt und welche Konsequenzen dies für die Väter und deren Familie mit sich bringt, soll hier dargestellt werden.

Die Gruppe der geschiedenen homosexuellen Väter: ein Entwicklungsmodell

Miller (1979) und Bozett (1980, 1981a, b, 1987b) haben versucht, jene Schritte zu rekonstruieren, welche einen Mann, der sich innerhalb einer Ehe jahrelang als heterosexuell betrachtet hat, schließlich dazu führen, sich gegenüber der Öffentlichkeit und der Familie als homosexuell zu bekennen. Die Autoren betonen im Hinblick auf den Prozess des Identitätserwerbs die zentrale Bedeutung der Identitätsaufdeckung („Coming-out“) und der Reaktionen darauf seitens für den Mann bedeutsamer Personen. Indem er seinen Status als homosexueller Mann gegenüber der heterosexuellen Umwelt aufdeckt, seinen Status als Vater gegenüber den Mitgliedern der homosexuellen

Gemeinde enthüllt und wertschätzende Reaktionen von bedeutsamen Bezugspersonen erhält, sei ein homosexueller Vater dazu fähig, die vormals negierten Aspekte seiner Identität zunehmend zu integrieren.

Miller (1979) hat in einem Interview mit 50 Vätern folgendes Vier-Stufen-Modell der Identitätsanpassung erarbeitet:

1. Geheimhaltung: Ein verheirateter homosexueller Mann zeigt „verdecktes Verhalten“ und sucht heimlich schnelle, anonyme Begegnungen mit anderen Männern (auch Sexualkontakte). Dabei verwendet er oft Ausreden, wie z.B. „Trunkenheit“, für sein eigenes Verhalten. Männer in diesem Stadium (und es mag sein, dass sie darin verweilen) sehen ihr Familienleben meist als „Verpflichtung“ an – und ein Leben als homosexueller Mann nicht als mögliche Option.
2. Marginales Engagement: Der Kontakt zur Homosexuellengemeinschaft nimmt stärker zu. Allerdings präsentiert sich der Mann in der Öffentlichkeit und gegenüber seiner Familie nach wie vor als heterosexuell. Er fühlt sich zunehmend darin schuldig, wichtige Aspekte seiner Persönlichkeit vor seiner Frau und seinen Kindern zu verbergen, was z.B. durch eine Überhäufung derselben mit Geschenken kompensiert wird. Dies ist eine Stufe, auf welcher der Mann möglicherweise das erste Mal darüber nachdenkt, wie es wohl wäre, von Frau und Kindern getrennt zu leben.
3. Transformierte Partizipation: Auf dieser dritten Stufe nehmen die Männer ihre homosexuelle Identität das erste Mal an. Viele verlassen Frau und Kinder und offenbaren ihre sexuelle Orientierung auch gegenüber anderen Leuten außerhalb der Familie. Auf dieser Stufe machen sich viele dieser Männer auch erstmals ernsthafte Sorgen darüber, wie sich nun wohl die Beziehungen zu den eigenen Kindern (auch gerichtlich) gestalten werden. Insgesamt fühlen sie sich jedoch wesentlich besser, zeigen mehr Selbstbewusstsein und eine bessere psychische Gesundheit.
4. Offene Zustimmung: Zu diesem Zeitpunkt hat sich die Identität der Männer gefestigt, und viele von ihnen befinden sich entweder freiwillig oder beruflich in einer homosexuellen Gemeinschaft. Sehr viele von ihnen leben zu diesem Zeitpunkt mit einem festen Partner zusammen. Nunmehr haben die Männer ihre homosexuelle Identität gegenüber ihren Exfrauen und ihren Kindern enthüllt. Die Beziehungen sind meist unbelastet, da die psychische Distanz wegfällt, die vormals infolge der Geheimnisse bezüglich ihrer sexuellen Orientierung entstanden war. Die meisten homosexuellen Väter beschreiben als eine wesentliche Schwierigkeit auf dieser Stufe die Integration ihrer Identität als Vater und als homosexueller Mann, da der Großteil der Welt nur eine der beiden Identitäten wertschätzt.

Sowohl Miller (1979) als auch Bozett (1987b) betonen, dass es verschiedene Faktoren sind, die bestimmen, wie schnell ein Mann seine homosexuelle Identität vor anderen enthüllt. Als einen der wichtigsten Faktoren sehen dabei die Autoren die Erfahrung des Vaters an, sich in einen anderen Mann zu verlieben. Diese Erfahrung ist deshalb so bedeutsam, da sie dem Vater wesentlich dabei helfen kann, die bisher unterdrückten Aspekte seiner Identität zu integrieren. Diese Hypothese ist jedoch noch nicht empirisch untersucht worden. Modelle wie jenes von Miller (1979) weisen einige Schwächen auf: Es können damit beispielsweise keine prospektiven (langfristigen) Aussagen getroffen werden – so z.B. welche Männer ihre homosexuelle Identität weiterhin ver-

deckt halten werden. In ähnlicher Weise kann dieses Modell nicht dabei helfen, Faktoren, die für das Verständnis homosexueller Väter zusätzlich relevant sind (z.B. demografische oder geografische Faktoren), zu identifizieren. Auch sagt dieses Modell nur sehr wenig über das aktuelle Verhalten als Elternteil oder hinsichtlich anderer Rollen aus.

Die Entscheidung homosexueller Männer für Elternschaft

Viele Jahre lang glaubte man, dass homosexuelle Männer nur im Kontext vormaliger heterosexueller Beziehungen Vater werden können. Heute streben hingegen Männer und Frauen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften immer häufiger an, die Aufgaben der Elternrolle zu übernehmen. Dabei stellt die Entscheidung für ein Kind sowohl für gleichgeschlechtliche als auch für gegengeschlechtliche Paare sicher eine der aufregendsten und bedeutungsvollsten Entscheidungen im Leben dar. Gleichgeschlechtliche Paare haben hierbei jedoch – wie oben bereits beschrieben – mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen. Anhand des aktuellen Forschungsstandes auf diesem Gebiet kann man verfolgen, inwieweit diesem Ereignis und Stadium im Lebenszyklus Beachtung geschenkt wird. Dabei ist der Übergang zur Elternschaft bei heterosexuellen Paaren ausführlich diskutiert und beschrieben worden (z.B. Cowan/Cowan 1992). Für gleichgeschlechtliche Paare gibt es hierüber keinerlei Forschung, obwohl diese von vielen ähnlichen Fragestellungen betroffen sind (z.B. inwiefern Kinder Einfluss nehmen auf die weitere Gestaltung der Partnerschaft; ökonomische Probleme u.a.), aber auch von erweiterten Fragestellungen, die sich automatisch für Mitglieder einer stigmatisierten Minorität ergeben (Martin 1993; Patterson 1994a; Weston 1991).

Homosexuelle Männer sind bei ihrem Wunsch nach Vaterschaft mit zahlreichen Fragen und Problemen konfrontiert. Allein die reine Vorgehensweise, um Vater zu werden, kann sehr entmutigend erscheinen. Potenzielle homosexuelle Väter brauchen deshalb genaue aktuelle Informationen darüber, wie sie Eltern werden können, wie sich ihre Kinder wahrscheinlich entwickeln werden und welche Unterstützungsmöglichkeiten verfügbar sind. Sie müssen entscheiden, ob sie biologische Kinder in einem gemeinsam erziehenden oder in einem Ersatzarrangement betreuen wollen oder ob sie anstreben, Pflege- bzw. Adoptiveltern zu werden, sowie welches die Wege sind, um eines dieser Ziele zu erreichen.

In den USA und möglicherweise in Zukunft auch in Deutschland sehen sich homosexuelle Männer, die eine biologische Elternschaft anstreben, zudem mit verschiedenen gesundheitsbezogenen Fragen konfrontiert, wie z.B. das medizinische Screeningverfahren zur Auswahl einer möglichen Leihmutter, Techniken der künstlichen Befruchtung, pränatale Betreuung und Vorbereitung auf die Geburt. Weitere Fragestellungen betreffen rechtliche Belange wie Sorgerecht und Verantwortlichkeiten aller beteiligten Parteien sowie die Abklärung finanzieller Belange. Schließlich sind auch soziale und emotionale Fragen der verschiedensten Art zu diskutieren (z.B. wie Freunde oder die Herkunftsfamilie auf die Situation reagieren werden) (Patterson 1994b; Pies 1985, 1990; Pollack/Vaughn 1987; Rohrbaugh 1988).

Für die Forschung bleiben vor allem folgende wichtige Fragen noch unbeantwortet:

- Welche Faktoren beeinflussen homosexuelle Männer beim Schritt in die Elternschaft?
- Wie beeinflusst die Elternschaft homosexuelle Väter und welche Gemeinsamkeiten/Unterschiede lassen sich dabei im Vergleich mit heterosexuellen Paaren aufzeigen?
- Welche speziellen Unterstützungsangebote gibt es für homosexuelle Väter und inwiefern helfen sie diesen?
- Welche Elemente müsste ein soziales bzw. gesellschaftliches Klima aufweisen, das sich als förderlich für homosexuelle oder lesbische Paare und deren Kinder erweist?

Mit der Entscheidung eines homosexuellen Mannes, die primäre Bezugsperson für ein Kind darstellen zu wollen, sind natürlich längerfristige Überlegungen verknüpft. Damit verbundene Bedenken werden mitunter durch gesellschaftliche Vorurteile bedingt, welche ihren Niederschlag auch in der Rechtsprechung finden.

Die amerikanische Rechtsprechung ging diesbezüglich sehr rüde mit homosexuellen Vätern um (Editors of the Harvard Law Review 1990; Falk 1989; Polikoff 1990; Rivera 1991). Sie erhielten üblicherweise kein Sorge- und Besuchsrecht für ihre Kinder (Falk 1989) – was ebenso für Deutschland zutrifft. Obwohl man inzwischen eingesehen hat, dass die sexuelle Orientierung eines Menschen kein geeigneter Maßstab zur Entscheidung für oder gegen das Sorgerecht ist, wird nicht nur in einigen Staaten der USA davon ausgegangen, dass homosexuelle Paare ihre Elternaufgaben nicht angemessen erfüllen können. Eine andersartige sexuelle Orientierung wurde mit „mentaler Krankheit“ gleichgesetzt. Bei lesbischen Müttern wurde davon ausgegangen, dass sie weniger „Mütterlichkeit“ besitzen und somit ihre Aufgabe nicht zufriedenstellend bewältigen können. Häufig wird auch die Ansicht vertreten, dass eine homosexuelle Partnerschaft wenig Zeit für andauernde Eltern-Kind-Beziehungen lässt (Editors of the Harvard Law Review 1990; Falk 1989). Wie sicherlich nicht unschwer zu erkennen ist, sehen sich homosexuelle Väter mit deutlichen Schwierigkeiten konfrontiert, wenn es darum geht, ein Kind zu adoptieren oder als Pflegeeltern teil zu fungieren (Ricketts 1991; für einen aktuellen Überblick vgl. Buxton 1999).

Es sind im Wesentlichen die folgenden Ängste, welche die Rechtsprechung hinsichtlich der Sorgerechts- und Adoptionsregelungen bei homosexuellen Paaren maßgeblich beeinflusst haben:

- Die sexuelle Orientierung eines Kindes mit homosexuellen Eltern wird beeinträchtigt. Die Kinder werden selbst homosexuell werden, was als etwas grundsätzlich Negatives bewertet wird.
- Die Eltern üben einen negativen Einfluss auf andere Aspekte der Persönlichkeitsentwicklung des Kindes aus. Insbesondere seien die Kinder anfälliger für die Entwicklung von Verhaltensproblemen.
- Die Kinder werden Schwierigkeiten in der Gestaltung und Aufrechterhaltung von sozialen Beziehungen haben. Sie werden von Gleichaltrigen nicht ernst genommen oder stigmatisiert.

Cameron und Cameron (1998a) haben in diesem Zusammenhang 40 Sorgerechtsfälle untersucht (wobei stets ein homosexueller Elternteil involviert war) und festgestellt, dass entlang ihrer Ergebnisse viele der bestehenden Urteile und Meinungen über homosexuelle Eltern und deren Defizite im Umgang mit Kindern bestätigt werden konnten. In diesem Zusammenhang sollten die folgenden Punkte nicht unerwähnt bleiben: Die Sichtweise und Argumentation der Autoren Cameron und Cameron (1998a) wird vom Krankheitsbild und einem impliziten Defizitmodell der Homosexualität geleitet (S. 1190), wonach es die Entwicklung von Homosexualität unter allen Umständen zu vermeiden gilt. Besonders betonen sie dabei die Rolle der Eltern und schreiben diesen die Verantwortung und implizit die Fähigkeit zu, den Verlauf einer homosexuellen Entwicklung bei ihren Kindern abwenden zu können (Cameron/Cameron 1999, S. 799/800). In diesem Kontext scheuen sie sich beispielsweise nicht, Homosexualität mit Drogensucht gleichzusetzen und auf die Verantwortung seitens der Eltern zu verweisen (Cameron/Cameron 1999, S. 799). Darüber hinaus ist zu beachten (insbesondere bei der Auswertung vergangener Sorgerechtsfälle, welche bis ins Jahr 1975 zurückreichen), dass die Rechtsprechung in mindestens fünf Staaten der USA heute folgenden Richtlinien folgt und damit an der „unfitness“ homosexueller Eltern festhält: „Homosexualität wurde für weit mehr als zweitausend Jahre als der menschlichen Moral widersprechend betrachtet. Sie wurde und wird als ein unnatürliches und amoralisches Handeln angesehen“ (Fitzgerald 1999, S. 59). Auf die Diskussion über die Objektivität und Validität der Untersuchung von Cameron und Cameron (1998a) soll in diesem Zusammenhang nur verwiesen werden, zumal sich diese Untersuchung fast ausschließlich mit lesbischen Müttern beschäftigt (vgl. Cameron/Cameron 1999; Duncan 1999).

Im Folgenden wird anhand aktueller Forschungsergebnisse der Frage nachgegangen, ob die spezifische sexuelle Orientierung homosexueller Eltern verschiedene Entwicklungsaspekte der Kinder negativ beeinflusst.

Auswirkungen auf die Entwicklung und den Umgang mit Kindern

Beschäftigt man sich mit den Kindern homosexueller Väter, so muss man sich verdeutlichen, dass die meisten von ihnen bereits die Scheidung ihrer Eltern miterlebt haben. Andere wuchsen in Single-Haushalten auf, und wieder andere befinden sich im Kreuzfeuer ihrer Eltern, Großeltern und vielleicht auch der Gemeinde, welche darüber diskutieren, ob der homosexuelle Vater des Kindes seine Rolle angemessen erfüllen kann. In den meisten Fällen wird aber die emotionale Belastung, die ein Kind möglicherweise erlebt, ausschließlich auf das Zusammenleben mit dem homosexuellen Vater zurückgeführt. Dem komplexen Zusammenspiel von Familiendynamiken, Scheidungsanpassung und dem Prozess des Coming-out des Vaters wird dabei wenig Beachtung geschenkt.

Das Coming-out des Vaters

Das Coming-out des Vaters gegenüber dem Kind ist üblicherweise ein sehr emotionales Ereignis. Die Offenbarung der eigenen Homosexualität legt beim Vater Ängste

hinsichtlich Zurückweisung, Verletzung oder Schädigung des kindlichen Selbstvertrauens frei. Einigen Vätern gelingt es nicht, diese Aufgabe jemals zu bewältigen. Sie führen häufig ein sehr konflikthafte Leben und zeigen vermehrt distanzierende Erziehungsstile (Bozett 1980; Corley 1990; Humphreys 1979; Miller 1979; Spada 1979). Diejenigen Väter, welchen dieser Schritt gelingt, sehen sich oftmals mit der weiteren Fragestellung konfrontiert, wie offen sie hinsichtlich ihrer sexuellen Beziehungen gegenüber dem Kind sein sollen und wie weit sie ihr Kind mit der Gemeinschaft der Homosexuellen konfrontieren sollen (Robinson/Barret 1986).

Bigner und Bozett (1990) geben an, dass einer der Hauptgründe für das Coming-out der Väter darin liegt, dass sie sich ihren Kindern gegenüber so darstellen möchten, wie sie wirklich sind. Die meisten Väter haben jedoch Bedenken, ob sich dies negativ auf bestimmte Entwicklungsaspekte oder die Gesundheit des Kindes auswirken könnte. Deshalb nehmen viele Väter die Hilfe von Fachmännern in Anspruch. Andere Väter zeigen ihre sexuelle Identität den Kindern auf indirekte Weise, indem sie Zuneigungen gegenüber Männern vor ihren Kindern demonstrieren oder indem sie Kinder auf Veranstaltungen der Homosexuellen-Vereinigungen mitnehmen. Wieder andere Väter offenbaren sich ihren Kindern gegenüber sehr direkt in einem offenen Gespräch (Mad-dox 1982).

In diesem Zusammenhang sollte man stets bedenken, dass es sich beim Coming-out um einen Prozess und nicht so sehr um ein diskretes Ereignis handelt. Faktoren, welche den Zeitpunkt und die Art und Weise des Coming-out beeinflussen, sind der Grad an Intimität, der zwischen Vater und Kind herrscht, sowie die Offensichtlichkeit der Homosexualität (Bozett 1988). Die Forschung konnte belegen, dass Kinder, welche in einem frühen Alter über die Homosexualität ihres Vaters Bescheid wissen, weniger Schwierigkeiten im Umgang damit haben (Bozett 1989). Im Gegensatz hierzu hat sich die frühe Adoleszenz der Kinder als besonders kritischer Zeitpunkt erwiesen, über die Homosexualität ihrer Eltern zu erfahren (Baptiste 1987; Lewis 1980). Der Großteil der Kinder aus allen Altersgruppen erwähnt in diesem Zusammenhang jedoch auch, dass es nicht das Coming-out ihres Vaters oder ihrer Mutter sei, das für sie die größte Krise darstellt, sondern der damit häufig einhergehende Scheidungsprozess ihrer Eltern, resultierend in dem „Verlust“ eines Elternteils – meist des Vaters. Es wird diesbezüglich leicht übersehen, dass sich der Einfluss der Homosexualität auf die Paarbeziehung signifikant von seinen Auswirkungen auf die Eltern-Kind-Beziehung unterscheidet. Während nach dem Coming-out sozioemotionale Neuregelungen in der Paarbeziehung getroffen werden müssen, behalten Eltern und Kinder ihre distinktiven Rollen und Bindungen bei, die unabhängig von der sexuellen Orientierung des Elternteils sind (Buxton 1999). Ergänzend sei in diesem Zusammenhang erwähnt, dass es einigen Familien durchaus gelingt, nach dem Coming-out des Vaters die bestehende Familienform zu wahren (Patterson/Chan 1999; <http://www.gayserver.de/homoeltern.htm>).

Im Allgemeinen kann davon ausgegangen werden, dass ein selbstsicherer und selbstverständlicher Umgang der Eltern mit ihrer Homosexualität eine gute Ausgangsbasis für die Entwicklung eines offenen und unterstützenden Familienklimas darstellt. Je früher und selbstverständlicher dabei das Kind mit der Homosexualität seiner Eltern konfrontiert wird, umso weniger Schwierigkeiten wird die gesamte Familie im Umgang damit haben (Bozett 1989; Patterson 1992). Den Kindern stehen in einem derartigen Kontext auch wesentlich bessere Möglichkeiten zur Verfügung, spezifische

Probleme zu diskutieren, mit welchen sie sich konfrontiert sehen (Soll ich es meinen Freunden sagen? Wie werden sie reagieren?). Die positiven Auswirkungen eines offenen und unterstützenden Umgangs zeigen sich beispielsweise auch bei der Integration des homosexuellen „Stiefvaters“. In der Untersuchung von Crosbie-Burnett und Helmbrecht (1993), an welcher 48 geschiedene homosexuelle Väter und deren Kinder im Jugendalter teilnahmen (die jedoch größtenteils bei ihrer Mutter wohnten), wurde deutlich, dass das Ausmaß an „family happiness“ und die Qualität der Vater-Kind-Beziehung dann besonders positiv ausgeprägt waren, wenn der Partner des Vaters in das Familienleben aktiv integriert wurde und daran teilnahm.

Verheimlichungen jeder Art vor den Kindern – und insbesondere bezüglich der sexuellen Orientierung – sind dagegen in mehrfacher Hinsicht bedenklich. Zum einen stehen sie im Widerspruch zum Aufbau einer offenen und responsiven Familienatmosphäre, welche die Möglichkeit eröffnet, über spezifische familiäre oder außerfamiliäre Probleme zu diskutieren. Zum anderen erfordert eine Verheimlichung die ständige Aufrechterhaltung psychischer Energien, was familiendynamisch mit hoher Wahrscheinlichkeit vonseiten der Kinder nicht unbemerkt bleibt und sich negativ auf deren Verhalten auswirken kann. Des Weiteren birgt eine Verheimlichung stets die potenzielle Gefahr in sich, dass – beispielsweise im Zuge eines Familienstreits oder versehentlich – ein Spontan-Coming-out erfolgt, welches aufseiten der Kinder zu besonders großer Enttäuschung und Vertrauensentzug führen und langfristig in einem verstärkten Misstrauen und der Suche nach weiteren „Geheimnissen“ seinen Ausdruck finden kann.

Zu betonen ist in diesem Zusammenhang, dass sich die meisten homosexuellen Eltern für ein Coming-out vor ihren Kindern entscheiden, und dieses wird von den Eltern wie auch den Kindern vorrangig als positives Erlebnis geschildert (Lewis 1980; Wyers 1987). Viele Kinder in oben genannten Studien berichten zudem, dass sich ihre Freunde neugierig und sehr unterstützend ihnen gegenüber verhielten. Dennoch benötigen die meisten Väter, Kinder und deren Freunde Zeit, um diese Informationen verarbeiten zu können sowie um ihre Gefühle und Einstellungen der Akzeptanz, des Verständnisses und/oder der Konfusion bzw. Angst zu erfassen und damit umgehen zu lernen.

Der Erziehungsstil homosexueller Väter

Der Erziehungsstil homosexueller Väter unterscheidet sich von dem allein erziehender Väter insbesondere dadurch, dass homosexuelle Väter eine stabilere Umwelt für ihre Kinder schaffen, eine höhere Responsivität aufweisen, mehr Erklärungen geben und stärker Grenzen setzen, als dies bei heterosexuellen Eltern der Fall ist (Bigner/Jacobsen 1989, 1992; Bozett 1989). Insgesamt vertreten homosexuelle Väter einen deutlich autoritativen Erziehungsstil.

In einer Studie von Scallen (1982; zitiert in Flaks 1994) kam man zu dem Ergebnis, dass homosexuelle Väter weniger Wert auf die Rolle des „Familiernährers“ legen und prinzipiell eine weniger traditionelle Einstellung hinsichtlich ihrer Elternrolle hegen. In Bezug auf ihre Kinder fördern homosexuelle Väter deutlich weniger als heterosexuelle Väter traditionelle Klischees und geschlechtsspezifisches Verhalten (Turner/Scadden/Harris 1990).

Im Allgemeinen konnten Untersuchungen belegen, dass bei homosexuellen Vätern die Tendenz besteht, besonderen Wert auf ihr Erziehungsverhalten zu legen, da sie wissen, dass ihre Homosexualität für viele andere Menschen ein Anlass ist, ihr Erziehungsverhalten genauer zu beobachten (Barret/Robinson 1990). Die Kinder profitieren dabei insbesondere von der geringeren Fixierung auf traditionelle Rollenschemata sowie von einem offenen und demokratischen Familienklima, was häufig die Ausbildung besonders wünschenswerter Haltungen ermöglicht. So konnte beispielsweise Bozett (1987b) belegen, dass sich Kinder homosexueller Eltern gegenüber Personen, die ihnen unähnlich sind, wesentlich toleranter verhalten als Kinder heterosexueller Eltern.

So weit konnte verdeutlicht werden, dass Unterschiede im Erziehungsstil zwischen homosexuellen Vätern und heterosexuellen Vätern oder Müttern bestehen. Die Frage, ob diese Unterschiede im Erziehungsverhalten oder möglicherweise andere Faktoren die sexuelle Entwicklung der Kinder nachhaltig beeinflussen, soll im folgenden Abschnitt erörtert werden.

Die Entwicklung der sexuellen Identität bei Kindern homosexueller Väter

Im Wesentlichen lassen sich drei Aspekte der sexuellen Identität eines Menschen differenzieren (vgl. Fitzgerald 1999, S. 61): Die Geschlechtsidentität beschreibt die Selbst-Identifikation einer Person als Mann oder Frau. Unter dem Begriff des Geschlechtsrollenverhaltens werden Verhaltensweisen und Einstellungen verstanden, welche von einer bestimmten Kultur als angemessen „männlich“ oder „weiblich“ beschrieben werden. Die sexuelle Orientierung einer Person bezieht sich ausschließlich auf die empfundene Attraktivität und die damit verbundene Wahl der Sexualpartner, z.B. heterosexuell, homosexuell oder bisexuell.

Alle bisherigen Forschungsergebnisse legen nahe, dass die Entwicklung der Sexualität nicht primär von der sexuellen Orientierung der Eltern abhängt – was sich u.a. darin zeigt, dass viele Homosexuelle die Kinder heterosexueller Eltern sind. Darauf wird jedoch in entsprechenden Debatten die Entwicklung von Sexualität meist reduziert (neben dem Hinweis darauf, dass eine gesunde sexuelle Entwicklung nur im Kontext der traditionellen Kernfamilie erfolgen kann). Ergebnisse empirischer Studien könnten hier weiterhelfen, doch fallen diese im Hinblick auf homosexuelle Väter sehr spärlich aus. So liegen ausschließlich aus dem Bereich der „sexuellen Orientierung“ Untersuchungen vor. Hierzu mag u.a. die Meinung beigetragen haben, dass Kinder homosexueller Eltern der erhöhten Gefahr unterlägen, selbst einmal homosexuell zu werden. Alle vorliegenden Forschungsergebnisse – mit Ausnahme der Studie von Cameron und Cameron (1996) – zeigen jedoch, dass die Ausbildung einer homosexuellen Orientierung bei Kindern homosexueller Väter zwischen 6 und 9% liegt (Bailey et al. 1995; Bozett 1980, 1982, 1987b, 1989; Miller 1979; Patterson 1992). Diese Prozentangaben aus den amerikanischen Studien entsprechen der Verteilung in der Gesamtbevölkerung (welche üblicherweise für die USA mit ca. 10% angegeben wird). Interessanterweise konnte die Studie von Bailey et al. (1995) belegen, dass die homosexuelle oder bisexuelle Orientierung der Söhne unabhängig davon war, wie viele Jahre die

Söhne im Haushalt des Vaters lebten oder welche Qualität die Vater-Sohn-Beziehung aufwies.

Die bisher vorliegenden Ergebnisse sprechen für die Schlussfolgerung, dass die Tatsache, in einem Haushalt mit einem homosexuellen Elternteil aufgewachsen zu sein, das Kind nicht dafür prädisponiert, ebenfalls homosexuell zu werden. Ergänzend sei hinzugefügt, dass (die zahlenmäßig weit überlegenen) Studien bezüglich der Geschlechtsidentität und des Geschlechtsrollenverhaltens bei Kindern lesbischer Mütter keinerlei Nachteile oder Unterschiede im Vergleich zu Kindern heterosexueller Mütter aufzeigen konnten (z.B. Golombok/Spencer/Rutter 1983; Green et al. 1986; Hoeffler 1981; Kirkpatrick/Smith/Roy 1981).

Werden Kinder und Jugendliche durch Homosexuelle vermehrt belästigt?

Homosexuelle unterliegen – insbesondere in sozialen Berufen – der erhöhten Gefahr, dass ihnen die sexuelle Belästigung der eigenen Kinder oder ihnen anvertrauter Kinder (z.B. im Kontext eines Heimes) unterstellt wird. Derartige Argumentationen resultieren meist aus Unwissenheit und/oder aus einer Vermengung der beiden Begriffe „Pädophilie“ und „Homosexualität“. Dennoch scheint dieses Argument schlagkräftig zu sein und kann zu schlimmen Diskriminierungen führen (Rauchfleisch 1994).

Der bisherige Forschungsstand auf diesem Gebiet kann hierzu jedoch ein differenzierteres Bild vermitteln. Beispielsweise waren in der Untersuchung von Jenny, Roesler und Poyer (1994) in nur 2 von 269 Fällen wiederholten sexuellen Kindesmissbrauchs eine homosexuelle Person involviert. Ebenso konnte bereits ab Mitte der 70er Jahre durch Untersuchungen ermittelt werden, dass die Mehrheit sexuellen Missbrauchs auf heterosexueller Basis geschieht, wobei in über 90% der Fälle junge Mädchen und männliche Erwachsene involviert sind (DiLapi 1989; Groth/Birnbaum 1978; Hall 1978; Richardson 1981; Riley 1975). Dennoch verweisen einige amerikanische Studien darauf, dass Kinder auch von Homosexuellen (beispielsweise von homosexuellen Lehrer/innen) missbraucht und belästigt werden (Cameron 1985; Hechinger/Hechinger 1978; Rubin 1988, zit. in Cameron/Cameron 1998b, S. 868), jedoch in geringerem Ausmaß als durch Heterosexuelle. Dagegen konnten zwei Studien aufzeigen, dass im Kontext einer Kinderbetreuungseinrichtung homosexuelle Frauen (64%) häufiger als heterosexuelle Frauen in Fälle des Kindesmissbrauchs und der -belästigung involviert sind (Cameron/Cameron 1998b; Faller 1987).

Prinzipiell muss jedoch betont werden, dass es sich um eine Fehlannahme handelt, wenn davon ausgegangen wird, dass es ein weit verfolgtes Ziel von Homosexuellen sei, Jugendliche zu verführen. Zum einen haben nach Rauchfleisch (1994, S. 38) „gesunde schwule Männer und lesbische Frauen im Allgemeinen gar kein Interesse daran ..., Beziehungen zu Jugendlichen aufzunehmen“, zum anderen „wären sie gar nicht in der Lage, bei ihnen derartige Veränderungen in der Geschlechtsidentität herbeizuführen“ (S. 38). Letztgenannter Punkt begründet sich darin, dass es eine weit verbreitete Fehlannahme ist, dass sich eine homosexuelle Orientierung aufgrund von „Lernprozessen in der Jugendzeit“ (z.B. durch eine Verführung) etabliert. Im Zusammenhang mit biologischen Determinanten (Hamer et al. 1993; Hamer/Copeland 1998, S. 188ff.) spricht wesentlich mehr für die Annahme, dass sich die Geschlechtsidentität und die

sexuelle Orientierung bereits in der frühen Kindheit als relativ stabile Strukturen etablieren. Das Kind ist in dieser Hinsicht primär ein „Selbstsozialisierer“ (Fthenakis 1988, S. 107). Weiterführende Bedeutung erhält dabei nicht die Sexualität der Eltern (abgesehen von stark pathologischen Abweichungen), sondern die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung, wobei die Studie von Bailey et al. (1995) sogar diesen Punkt ausschließt.

Viele Autoren der angeführten Studien verweisen in diesem Zusammenhang auf das wohl weit unterschätzte Potenzial, welches heutzutage z.B. vom Fernsehen, von der Schule und den Freundschaften der Kinder ausgeht. Insbesondere von den Auswirkungen der Freundschaftsbeziehungen und der Gefahr einer sozialen Stigmatisierung der Kinder homosexueller Väter durch Gleichaltrige soll im Folgenden die Rede sein.

Die soziale Entwicklung der Kinder

Häufig wird befürchtet, dass Kinder homosexueller Väter die Zielscheibe von Diskriminierungen durch Gleichaltrige darstellen. Dabei sollte man sich zunächst verdeutlichen, dass dies für eine gewisse Anzahl der Kinder in diesen Haushalten zutreffen mag, ebenso wie dies bei Kindern in anderen ungewöhnlichen Familiensituationen der Fall sein kann (z.B. Kinder mit einem geistig behinderten Geschwisterkind oder Kinder aus Scheidungsfamilien).

Auch wenn man davon ausgehen könnte, dass es sich bei Formen der sozialen Stigmatisierung um außerfamiliale soziale Konfliktquellen handelt, kann die Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung auf diesen Prozess Einfluss nehmen. Schließlich ist es ein zentraler Aspekt homosexueller Familien, mit der „Welt da draußen“ klar zu kommen. Die meisten Familien leben in einem sozialen System, welches homosexuelle Elternschaft nicht unterstützt. So besteht z.B. ein wesentliches Ziel vieler homosexueller Väter darin herauszufinden, wie sie sich geschickt in der Schule, bei außerschulischen Aktivitäten, in der Kirche und im sozialen Netzwerk der Kinder engagieren können und auch akzeptiert werden. Wenn sie sich tatsächlich damit auseinandersetzen, sehen jedoch viele dieser Männer oftmals keine andere Möglichkeit, als ein relativ zurückgezogenes Leben zu führen (Bozett 1988; Miller 1979).

Wieder andere Väter kämpfen damit, ihren Kindern eine positive Einstellung gegenüber Homosexuellen zu vermitteln und sie gleichzeitig von einer zu offenen Haltung gegenüber Lehrern und Gleichaltrigen zurückzuhalten (Morin/Schultz 1978; Riddle 1978). Dieses Beschützen der Kinder vor einer „zu offenen Einstellung“ liegt zu einem Teil sicherlich in der Angst vor einer sozialen Stigmatisierung begründet. Deren Konsequenzen werden hier besonders hoch bewertet, obwohl Formen der Stigmatisierung – wie bereits erwähnt – natürlich auch auf andere Kinder in anderen ungewöhnlichen Familiensituationen zutreffen. Obwohl die Anzahl bisheriger Studien zu diesem Thema sehr spärlich ausfällt, ist es von Bedeutung, diesen Punkt zu erörtern, da Formen der sozialen Stigmatisierung u.a. ein wesentliches Kriterium im Hinblick auf die Sorgerechtsentscheidung darstellen (Kraft 1983).

In einer Studie von Susoeff (1985) gaben nur 5% der Kinder von bekennenden homosexuellen Eltern an, unter Vorurteilen, Missverständnissen und negativen Reaktionen Gleichaltriger zu leiden. In allen anderen Studien fallen die Ergebnisse deutlicher aus, so z.B. in jener von Riddle und Arguelles (1981), in welcher 63% der Familien

irgendeine Form „negativen Inputs“ bezüglich ihrer Homosexualität erfahren haben – 79% dieses Inputs von gleichaltrigen Freunden des Kindes.

In einer umfangreicheren Studie von Crosbie-Burnett und Helmbrecht (1993) wurden 48 Stieffamilien mit einem homosexuellen Vater untersucht, d.h., die Familie setzte sich aus einem homosexuellen Vater, seinem Freund bzw. Partner und mindestens einem Kind zusammen, das in dieser Familie lebt oder den Vater zumindest regelmäßig besucht. Ein interessantes Ergebnis war, dass 54% der Kinder bzw. Jugendlichen ihren gleichaltrigen Freunden nichts über die sexuelle Orientierung ihres Vaters erzählten. Demgegenüber gaben nur 4% der homosexuellen Väter an, heterosexuellen Freunden nichts über ihre sexuelle Orientierung zu erzählen. Die Kinder verhalten sich also wesentlich verschlossener als ihre Väter im Hinblick darauf, dass sie Mitglieder einer Homosexuellenfamilie sind.

Am meisten zum Verständnis der Gleichaltrigenbeziehungen der Kinder von homosexuellen Vätern hat Bozett (1980, 1987b) beigetragen. In seinen Interviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen kommt deutlich zum Ausdruck, dass die Kinder von homosexuellen Vätern zwar die elterliche Rolle ihres Vaters und die Beziehung zu diesem als überwiegend positiv beschrieben, aber auch einige Vorbehalte äußerten. Das zentrale Bedenken der Kinder und Jugendlichen bestand darin, ebenfalls als homosexuell betrachtet zu werden. So hatten die Kinder eine Reihe von Vermeidungsstrategien entworfen: Sie waren z.B. sehr darauf bedacht, vor ihren Freunden die sexuelle Identität des Vaters zu verheimlichen und gleichzeitig Versuche des Vaters, seine sexuelle Identität zum Ausdruck zu bringen, zu unterbinden (z.B. wurde der Vater aufgefordert, seine Homosexuellenzeitschriften aufzuräumen, wenn Besuch von einem Freund erwartet wurde). Freunde wurden nicht mit nach Hause gebracht, wenn wahrscheinlich war, dass der Partner des Vaters anwesend war. Oder der Vater wurde gebeten, nicht seinen Freund einzuladen, wenn der Sohn vorhatte, am Abend eine Party zu veranstalten. Bozett (1980, 1987b) geht davon aus, dass die Form und Intensität der Leugnung vor allem vom Alter des Kindes, von der Vater-Kind-Beziehung sowie von der Offenheit abhängig ist, mit welcher der Vater seine Homosexualität darstellt. Deutlich wird hierbei auch, dass das eigentliche Problem nicht die sexuelle Orientierung des Vaters darstellt, sondern die diesbezüglich produzierten gesellschaftlichen Homophobien.

Somit gibt es deutliche Hinweise darauf, dass Kinder homosexueller Väter Formen sozialer Stigmatisierung unterliegen und entsprechende Vermeidungsstrategien entwerfen. In diesem Zusammenhang wird es wichtig sein, auf die möglichen Konsequenzen von Stigmatisierungen hinzuweisen und entsprechende Interventionsangebote bereitzustellen. Um zu schnellen Fehlentscheidungen und -handlungen vorzubeugen, sollte man sich stets vergegenwärtigen, dass das Kind nicht von allen seinen Freunden gärgert wird und dass Stigmatisierungen nicht bei jeder Gelegenheit schwerwiegende Konsequenzen für die Entwicklung des Selbstbildes und der sozialen Beziehungen nach sich ziehen. Die Auswirkungen der Stigmatisierung hängen dabei – wie von Richardson (1981) beschrieben – von vielerlei Faktoren ab, z.B.: Welche Form nimmt die Stigmatisierung an, wie oft und unter welchen Umständen tritt sie auf, wer stigmatisiert und wie reagiert das individuelle Kind darauf? In ähnlicher Weise verweist Bozett (1987b) darauf, dass Stigmatisierungsprozesse einigen Mediatoren unterliegen, wobei z.B. das Alter des Kindes, das Vertrauen in der Vater-Kind-Beziehung sowie

die Offenheit, mit welcher die Eltern ihre sexuelle Identität preisgeben, eine wesentliche Rolle spielen dürften.

In diesem Zusammenhang sei darauf verwiesen, dass Kinder homosexueller Väter üblicherweise keinen Kontakt haben zu Kindern, die sich in der gleichen Situation befinden. Es liegt in der Hand von Homosexuellen-Organisationen wie auch homosexuellen Familien, ihren Kindern derartige Kontakte zu ermöglichen. Diese könnten Eltern wie Kindern den Austausch über Probleme und die Möglichkeit zur Entwicklung eines stärkeren Wir-Gefühls ermöglichen, was das Selbstbewusstsein stärken und Diskriminierungen Einhalt gebieten kann.

Forschungsrichtlinien und -perspektiven

Als abschließendes Resümee erfolgt der Versuch einer Erstellung zukünftiger Forschungsrichtlinien und -perspektiven.

Normative und ipsative Fragestellungen

Forschung im Bereich der Homosexualität sollte und kann normativ wie ipsativ sein, wodurch eine hinreichend große Zahl von Personen beobachtet wird und gleichzeitig grundlegende Informationen erhalten werden, die wir zum Verständnis der Entwicklung und des Umgangs mit Homosexualität benötigen.

Eine zentrale Aufgabe normativ orientierter Forschung würde darin bestehen, Informationen über das aktuelle Elternverhalten homosexueller Väter mit Säuglingen, Kindern, Jugendlichen und erwachsenen Kindern bereitzustellen. Gibt es Unterschiede in Erziehungsstilen? Welche Auswirkungen lassen sich für die Entwicklung der Kinder beschreiben? Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die Beschreibung familiärer Organisationsmuster und des Familienklimas, welches in diesen Familien möglicherweise ganz typisch ausfällt.

Ein weiterer wichtiger Aspekt betrifft die Erforschung des Verhältnisses zwischen Homosexuellenfamilien und Bildungs-, kulturellen und religiösen Institutionen. Welche Fragestellungen und Bedenken treten hier immer wieder auf und wie wird damit umgegangen? Werden Aspekte, Wünsche und Äußerungen von homosexuellen Vätern hier anders behandelt als die Wünsche von lesbischen Müttern oder Mitgliedern anderer stigmatisierter Minderheiten?

Hinsichtlich der ipsativen oder intraindividuellen Perspektive sollte ein wesentliches Ziel darin bestehen, individuelle Reaktions- und Bewältigungsmuster in unterschiedlichen Situationskontexten zu beschreiben. Hier wird entsprechende qualitative Forschung benötigt, welche als Ergänzung zur nomothetischen Vorgehensweise betrachtet werden sollte.

Beachtung sollte des Weiteren die Arbeit von spezifischen homosexuellen Arbeitsgemeinschaften finden. Vorurteile und Diskriminierungen müssen ernst genommen werden. Ein wesentlicher Faktor sind auch Gesundheitsfragen, vor allem hinsichtlich

der HIV-Erkrankung (Paul/Hays/Coates 1995) – eine Krankheit, welche ebenfalls stigmatisiert ist.

Forschung auf diesem Gebiet ermöglicht auch die Erfassung der Bedeutung von Geschlecht und sexueller Orientierung in der Elternschaft. Hier könnte es zur Hinterfragung einiger bisher akzeptierter Einstellungen und Haltungen kommen.

Forschungsdesign zukünftiger Studien

Wie anfangs bereits erwähnt, mangelt es vielen Studien daran, über repräsentative, randomisierte Stichproben zu verfügen, da sie sich auf eine nahezu unsichtbare Population beziehen müssen. Viele homosexuelle Eltern nehmen aus unterschiedlichen Gründen nicht an solchen Untersuchungen teil, und die wenigen, die es tun, zeigen üblicherweise einen relativ offenen und selbstverständlichen Umgang mit ihrer Homosexualität. Nach Fitzgerald (1999, S. 69) haben diese Studien somit in erster Linie einen deskriptiven und andeutenden Charakter und weniger einen schlussfolgernden. Insbesondere ist zu betonen, dass vor allem Studien über homosexuelle Väter fehlen – ein Spiegelbild der Tatsache, dass Väter, ob homosexuell oder nicht, mit geringerer Wahrscheinlichkeit das Sorgerecht erhalten (Bozett 1987a).

Anhand des aktuellen Forschungsstandes erscheinen die nun folgenden Ableitungen für zukünftige Forschungsstrategien und -designs als wesentlich:

- Es werden vermehrt Langzeitstudien benötigt, um das Familiengeschehen auf einer prozessualen wie auch strukturellen Ebene betrachten zu können und um zu verstehen, wie sich verändernde Lebensumstände auf die Entwicklung von Eltern und Kindern auswirken (Patterson 1992). Beispielsweise wäre bei geschiedenen homosexuellen Vätern die Frage zu klären, welche Unterschiede sich in Bezug auf die Besuchsvereinbarungen feststellen lassen und welche Auswirkungen diese Unterschiede auf die Vater-Kind-Beziehung haben.
- Es werden Studien benötigt, die über größere Stichproben verfügen und damit stärker die demografische Diversität homosexueller Familien repräsentieren. In den meisten Untersuchungen wurden weiße, gebildete Mittelschichtfamilien aus städtischen Gebieten der USA befragt. Mehr Forschung hinsichtlich ethnischer Herkunft, familial-ökonomischer Unterschiede und kultureller Umwelten wird benötigt (Fitzgerald 1999; Patterson 1995).
- Es sollte verstärkt ein systemökologischer Untersuchungsansatz vertreten werden. In den meisten Untersuchungen wurden nur die Kinder oder die Eltern befragt. Vernachlässigt wurden dabei die Paar- oder die Familienebene. Wenn Familien auf unterschiedlichen Ebenen untersucht werden (Paar, Familie, Nachbarschaft, Region, Kultur), entwickelt sich daraus sicherlich ein differenzierteres Verständnis homosexueller Familien (Patterson 1995).
- Intergenerationale Forschungsansätze mit Kindern und Erwachsenen verschiedener Altersgruppen sind notwendig (Fitzgerald 1999). Dies könnte zudem zu einem besseren Verständnis des Zusammenspiels biologischer und sozialer Faktoren führen.

- Besondere Beachtung sollten bei zukünftigen Forschungsarbeiten die unterschiedlichen Familienformen erhalten, allen voran Adoptionen, Pflegschaften, Stieffamilien sowie von Anfang an geplante homosexuelle Familienformen.
- Die Konzeptualisierung der sexuellen Identität der Eltern sollte stärkere Aufmerksamkeit erfahren. Bisher wurde einer gewissen Fluidität der sexuellen Identität keine Beachtung geschenkt (Brown 1995). Es ist anzunehmen, dass z.B. die Zahl bisexueller Eltern höher ist als bisher angenommen (Fox 1995). Die zukünftige Forschung könnte von der Berücksichtigung derartiger Aspekte profitieren.

Zusammenfassung

Die bisherigen Forschungsergebnisse in Bezug auf homosexuelle Väter verweisen darauf, dass der Großteil dieser Väter geschieden ist und mit spezifischen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, beginnend mit dem Prozess des Coming-out bis hin zur Übernahme von Pflegschaften oder Adoptionen.

Vielerlei Befürchtungen bezüglich einer intellektuellen, sozialen oder emotionalen Benachteiligung der Kinder homosexueller Väter haben sich laut den vorliegenden Studien als unbegründet erwiesen. Eine Ausnahme hiervon bildet die Tatsache, dass viele Kinder homosexueller Väter Schwierigkeiten in der Darstellung und im Umgang mit der Homosexualität ihres Vaters vor allem gegenüber ihren Freunden haben. Hier erfolgreich zu intervenieren erfordert die Betrachtung des spezifischen Einzelfalles, insbesondere der Form der Stigmatisierung oder des Vermeidungsverhaltens aufseiten des Kindes.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass sich homosexuelle Väter als kompetente Väter erweisen, deren Kinder von einer autoritativen Erziehung häufiger profitieren können als Kinder in heterosexuellen Partnerschaften. Besondere Betonung soll nochmals die Tatsache erfahren, dass es für die Kinder von geringerer Bedeutung ist, ob ihr Vater oder ihre Mutter homosexuell ist. Wichtiger ist vielmehr, ob es ihren Eltern gelingt, einen gemeinsamen weiteren Lebensweg zu finden oder ob sie die Unterschiede in ihrer sexuellen Orientierung zur Trennung veranlassen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass homosexuelle Familien viel Stärke und Resilienz beweisen. Durch ihre Existenz fordern sie die angenommene Normalität traditioneller Geschlechtsrollen heraus. Sie verweisen auf neue Wege des familialen Zusammenlebens und auf eine differenziertere Sichtweise, kindliche Entwicklungsaspekte zu verstehen. Damit fordern sie Wissenschaftler dazu auf, vorurteilsfrei die Definitionen von familialen Prozessen und Strukturen zu präzisieren und zu erweitern.

Literatur

- Altman, D.: The homosexualization of America, the Americanization of the homosexual. New York: St. Martin's 1982
- Bailey, J.M./Bobrow, D./Wolfe, M./Mikach, S.: Sexual orientation of adult sons of gay fathers. *Developmental Psychology* 1995, 31, S. 124-129

- Baptiste, A.D.: Psychotherapy with gay/lesbian couples and their children in „stepfamilies“: A challenge for marriage and family therapists. In: Coleman, E. (Hrsg.): Integrated identity for gay men and lesbians: Psychotherapeutic approaches for emotional well-being. New York: Harrington Park Press 1987, S. 223-238
- Barret, R.L./Robinson, B.E.: Gay fathers. Lexington: Lexington 1990
- Bigner, J.J./Bozett, F.W.: Parenting by gay fathers. In: Bozett, F.W./Sussman, M.B. (Hrsg.): Homosexuality and family relations. New York: Harrington Park Press 1990, S. 155-176
- Bigner, J.J./Jacobsen, R.B.: Parenting behaviors of homosexual and heterosexual fathers. In: Bozett, F.W. (Hrsg.): Homosexuality and the family. New York: Harrington Park Press 1989, S. 173-186
- Bigner, J.J./Jacobsen, R.B.: Adult responses to child behavior and attitudes towards fathering: Gay and nongay fathers. *Journal of Homosexuality* 1992, 23, S. 99-112
- Blumenfeld, W.J./Raymond, D.: Looking at gay and lesbian life. Boston: Beacon 1988
- Bochow, M.: AIDS: Wie leben schwule Männer heute? Bericht über eine Befragung im Auftrag der Deutschen AIDS-Hilfe. AIDS-Forum DAH 2. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe 1988
- Bochow, M.: AIDS und Schwule: individuelle Strategien und kollektive Bewältigung. Zweite Befragung im Auftrag der Deutschen AIDS-Hilfe. AIDS-Forum DAH 4. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe 1989
- Bozett, F.W.: Gay fathers: How and why they disclose their homosexuality to their children. *Family Relations* 1980, 29, S. 173-179
- Bozett, F.W.: Gay fathers: Evolution of the gay-father identity. *American Journal of Orthopsychiatry* 1981a, 51, S. 552-559
- Bozett, F.W.: Gay fathers: Identity conflict resolution through integrative sanctioning. *Alternative Lifestyles* 1981b, 4, S. 90-107
- Bozett, F.W.: Heterogeneous couples in heterosexual marriages: Gay men and straight women. *Journal of Marital and Family Therapy* 1982, 8, S. 81-89
- Bozett, F.W.: Gay and lesbian parents. New York: Praeger 1987a
- Bozett, F.W.: Children of gay fathers. In: Bozett, F.W. (Hrsg.): Gay and lesbian parents. New York: Praeger 1987b, S. 39-57
- Bozett, F.W.: Social control of identity of gay fathers. *Western Journal of Nursing Research* 1988, 10, S. 550-565
- Bozett, F.W.: Gay fathers: A review of the literature. In: Bozett, F.W. (Hrsg.): Homosexuality and the family. New York: Harrington Park Press 1989, S. 137-162
- Brown, L.: Lesbian identities: Conceptual issues. In: D'Augelli, A.R./Patterson, C.J. (Hrsg.): Lesbian, gay and bisexual identities across the lifespan. New York: Oxford University Press 1995, S. 3-23
- Buxton, A.P.: The best interest of children of gay and lesbian parents. In: Galatzer-Levy, R.M./Kraus, L. (Hrsg.): The scientific basis of child custody decisions. New York: John Wiley/Sons 1999, S. 319-356
- Cameron, P.: Homosexual child molestation/sexual interaction of teacher and pupil. *Psychological Reports* 1985, 57, S. 1227-1236
- Cameron, P./Cameron, K.: Homosexual parents. *Adolescence* 1996, 31, S. 757-776
- Cameron, P./Cameron, K.: Homosexual parents: A comparative forensic study of character and harms to children. *Psychological Reports* 1998a, 82, S. 1155-1191
- Cameron, P./Cameron, K.: What proportion of newspaper stories about child molestation involves homosexuality? *Psychological Reports* 1998b, 82, S. 863-871
- Cameron, P./Cameron, K.: Homosexual parents: Why appeals cases approximate the „gold standard“ for science – A reply to Duncan. *Psychological Reports* 1999, 84, S. 793-802
- Campbell, K.: A gay father's quiet battle. *Washington Blade* 18.11.1994, S. 5
- Corley, R.: The final closet: The gay parent's guide to coming out to their children. Miami: Editech Press 1990
- Cowan, C.P./Cowan, P.A.: Wenn Partner Eltern werden. München: Piper 1992

- Crosbie-Burnett, M./Helmbrecht, L.: A descriptive empirical study of gay male stepfamilies. *Family Relations* 1993, 42, S. 256-262
- Dannecker, M.: *Homosexuelle Männer und AIDS: eine sexualwissenschaftliche Studie zu Sexualverhalten und Lebensstil*. Stuttgart: Kohlhammer 1990
- Dannecker, M./Reiche, R.: *Der gewöhnliche Homosexuelle*. Frankfurt/Main: Fischer 1974
- D'Emilio, J.: *Sexual politics, sexual communities: The makings of a homosexual minority in the United States, 1940-1970*. Chicago: University of Chicago Press 1983
- D'Emilio, J./Freedman, E.B.: *Intimate matters: A history of sexuality in America*. New York: Harper/Row 1988
- Diagnostisches und Statistisches Manual psychischer Störungen – DSM-III-R. Weinheim: Beltz 1989
- DiLapi, E.M.: Lesbian mothers and the motherhood hierarchy. *Journal of Homosexuality* 1989, 18, S. 101-121
- Duncan, D.F.: Homosexual parents and questions of character: A response to Cameron and Cameron. *Psychological Reports* 1999, 84, S. 791-792
- Dunne, E.J.: Helping gay fathers come out to their children. *Journal of Homosexuality* 1987, 13, S. 213-222
- Editors of the Harvard Law Review: *Sexual orientation and the law*. Cambridge: Harvard University Press 1990
- Eskridge, W.N., Jr.: *The case for same-sex marriage: From sexual liberty to civilized commitment*. New York: Free Press 1996
- Faderman, I.: *Odd girls and twilight lovers: A history of lesbian life in twentieth century America*. New York: Columbia University Press 1991
- Falk, P.J.: Lesbian mothers: Psychosocial assumptions in family law. *American Psychologist* 1989, 44, S. 941-947
- Faller, K.C.: Women who sexually abuse children. *Violence and Victims* 1987, 2, S. 263-276
- Fitzgerald, B.: Children of lesbian and gay parents: A review of the literature. *Marriage and Family Review* 1999, 29, S. 57-75
- Flaks, D.: Gay and lesbian families: Judicial assumptions, scientific realities. *William and Mary Bill of Rights Journal* 1994, 3, S. 345-372
- Fox, R.C.: Bisexual identities. In: D'Augelli, A.R./Patterson, C.J. (Hrsg.): *Lesbian, gay and bisexual identities over the lifespan: Psychological perspectives*. New York: Oxford University Press 1995, S. 48-86
- Fthenakis, W.E.: *Väter. Zur Vater-Kind-Beziehung in verschiedenen Familienstrukturen, Band 2*. München: PVU 1988
- Golombok, S./Cook, R./Bish, A./Murray, C.: Families created by the new reproductive technologies: Quality of parenting and social and emotional development of the children. *Child Development* 1995, 66, S. 285-298
- Golombok, S./Spencer, A./Rutter, M.: Children in lesbian and single-parent households: Psychosexual and psychiatric appraisal. *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 1983, 24, S. 551-572
- Gottman, J.S.: Children of gay and lesbian parents. In: Bozett, F.W./Sussman, M.B. (Hrsg.): *Homosexuality and family relations*. New York: Harrington Park Press 1990, S. 177-196
- Green, G.D./Bozett, F.W.: Lesbian mothers and gay fathers. In: Gonsiorek, J.C./Weinrich, J.D. (Hrsg.): *Homosexuality: Research implications for public policy*. Thousand Oaks: Sage 1991, S. 197-214
- Green, R./Mandel, J.B./Hotvedt, M.E./Gray, J./Smith, L.: Lesbian mothers and their children: A comparison with solo parent heterosexual mothers and their children. *Archives of Sexual Behavior* 1986, 15, S. 167-184
- Gross, L./Aurand, S.K./Adessa, R.: *Violence and discrimination against lesbian and gay people in Philadelphia and the Commonwealth of Pennsylvania*. Philadelphia: Philadelphia Lesbian and Gay Task Force 1988
- Groth, A.N./Birnbaum, H.J.: Adult sexual orientation and attraction to underage persons. *Archives of Sexual Behavior* 1978, 7, S. 175-181

- Hall, M.: Lesbian families: Cultural and clinical issues. *Social Work* 1978, 23, S. 380-385
- Hamer, D./Copeland, P.: Das unausweichliche Erbe. Wie unser Verhalten von unseren Genen bestimmt ist. Bern: Scherz 1998
- Hamer, D.H./Hu, S./Magnuson, V.L./Hu, N./Pattatucci, A.M.L.: A linkage between DNA markers on the X chromosome and male sexual orientation. *Science* 1993, 261, S. 321-327
- Hechinger, G./Hechinger, F.M.: Should homosexuals be allowed to teach? *McCall's* 1978, 105 (6), S. 100-101
- Herek, G.M.: Hate crimes against lesbians and gay men: Issues for research and policy. *American Psychologist* 1989, 44, S. 948-955
- Herek, G.M.: Stigma, prejudice, and violence against lesbians and gay men. In: Gonsiorek, J.C./Weinrich, J.D. (Hrsg.): *Homosexuality: Research implications for public policy*. Newbury Park: Sage 1991, S. 60-80
- Herek, G.M./Berrill, K.T. (Hrsg.): *Violence against lesbians and gay men: Issues for research, practice, and policy*. Special issue. *Journal of Interpersonal Violence* 1990, 5, Heft 3
- Hoeffler, B.: Children's acquisition of sex-role behavior in lesbian-mother families. *American Journal of Orthopsychiatry* 1981, 5, S. 536-544
- Humphreys, L.: *Tearoom trade*. Chicago: Aldine 1979
- Jenny, C./Roesler, T.A./Poyer, K.L.: Are children at risk for sexual abuse by homosexuals? *Pediatrics* 1994, 94, S. 41-44
- Kirkpatrick, M./Smith, C./Roy, R.: Lesbian mothers and their children: A comparative survey. *American Journal of Orthopsychiatry* 1981, 51, S. 545-551
- Kraft, P.: Recent developments: Lesbian child custody. *Harvard Women's Law Journal* 1983, 6, S. 183-192
- Laird, J.: Lesbians and lesbian families: Multiple reflections. *Smith College Studies in Social Work* 1993, 63, S. 209-213
- Laumann, E.O./Gagnon, J.H./Michael, R.T./Michaels, S.: *The social organization of sexuality: Sexual practices in the United States*. Chicago: University of Chicago Press 1994
- Levine, M.P.: Employment discrimination against gay men. *International Review of Modern Sociology* 1979a, 9 (5-7), S. 151-163
- Levine, M.P.: Gay ghetto. In: Levine, M.P. (Hrsg.): *Gay men: The sociology of male homosexuality*. New York: Harper/Row 1979b, S. 182-204
- Levine, M.P./Leonard, R.: Discrimination against lesbians in the work force. *Signs* 1984, 9, S. 700-710
- Lewis, K.G.: Children of lesbians: Their point of view. *Social Work* 1980, 25 (3), S. 198-203
- Maddox, B.: Homosexual parents. *Psychology Today* 1982, Februar, S. 62-69
- Mager, D.: Faggot father. In: Jay, K./Young, A. (Hrsg.): *After you're out*. New York: Links Books 1975, S. 128-134
- Martin, A.: *The lesbian and gay parenting handbook: Creating and raising our families*. New York: Harper & Collins 1993
- McPherson, D.: *Gay parenting couples: Parenting arrangements, arrangement satisfaction, and relationships satisfaction*. Unveröffentlichte Dissertation. Palo Alto: Pacific Graduate School of Psychology 1993
- Miller, B.: Gay fathers and their children. *Family Coordinator* 1979, 28, S. 544-552
- Morin, S./Schultz, S.: The gay movement and the rights of children. *Journal of Social Issues* 1978, 34, S. 137-148
- Osman, S.: My stepfather is a she. *Family Process* 1972, 11, S. 209-218
- Pagelow, M.D.: Heterosexual and lesbian single mothers: A comparison of problems, coping and solutions. *Journal of Homosexuality* 1980, 5, S. 198-204
- Patterson, C.J.: Children of lesbian and gay parents. *Child Development* 1992, 63, S. 1025-1042
- Patterson, C.J.: Children of the lesbian baby boom: Behavioral adjustment, self-concepts, and sex-role identity. In: Greene, B./Herek, G. (Hrsg.): *Contemporary perspectives on lesbian and gay psychology: Theory, research, and applications*. Beverly Hills: Sage 1994a, S. 156-175

- Patterson, C.J.: Lesbian and gay couples considering parenthood: An agenda for research, service and advocacy. *Journal of Gay and Lesbian Social Services* 1994b, 1, S. 33-55
- Patterson, C.J.: Lesbian and gay parenthood. In: Bornstein, M.H. (Hrsg.): *Handbook of parenting*, Bd. 3. Status and social conditions of parenting. Mahwah: Erlbaum 1995, S. 255-274
- Patterson, C.J./Chan, R.W.: Gay fathers. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): *The role of the father in child development*. New York: John Wiley/Sons 1997, S. 245-260
- Patterson, C.J./Chan, R.W.: Families headed by lesbian and gay parents. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): *Parenting and child development in „nontraditional“ families*. Mahwah: Erlbaum 1999, S. 191-219
- Paul, J.P./Hays, R.B./Coates, T.J.: The impact of the HIV epidemic on U.S. gay male communities. In: D'Augelli, A.R./Patterson, C.J. (Hrsg.): *Lesbian, gay and bisexual identities over the lifespan: Psychological perspectives*. New York: Oxford University Press 1995, S. 347-397
- Paul, W.: Minority status for gay people: Majority reactions and social context. In: Paul, W./Weinrich, J.D./Gonsiorek, J.C./Hotvedt, M.E. (Hrsg.): *Homosexuality: Social, psychological, and biological issues*. Beverly Hills: Sage 1982, S. 351-369
- Paul, W./Weinrich, J.D./Gonsiorek, J.C./Hotvedt, M.E. (Hrsg.): *Homosexuality: Social, psychological, and biological issues*. Beverly Hills: Sage 1982
- Petzold, M.: The concept of „the family“ in family psychology. In: L'Abate, L. (Hrsg.): *Family psychopathology. The relational roots of dysfunctional behavior*. New York: Guilford 1998, S. 60-74
- Pies, C.: *Considering parenthood*. San Francisco: Spinsters/Aunt Lute 1985
- Pies, C.: *Considering parenthood*. San Francisco: Spinsters/Aunt Lute, 2. Aufl. 1988
- Pies, C.: Lesbians and the choice to parent. In: Bozett, F.W./Sussman, M.B. (Hrsg.): *Homosexuality and family relations*. New York: Harrington Park Press 1990, S. 137-154
- Pingel, R./Trautwetter, W.: *Homosexuelle Partnerschaften*. Berlin: Verlag Rosa Winkel 1987
- Polikoff, N.: This child does have two mothers: Redefining parenthood to meet the needs of children in lesbian mother and other nontraditional families. *Georgetown Law Review* 1990, 78, S. 459-575
- Pollack, S./Vaughn, J. (Hrsg.): *Politics of the heart: A lesbian parenting anthology*. Ithaca: Firebrand 1987
- Rauchfleisch, U.: *Schwule, Lesben, Bisexuelle*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1994
- Richardson, D.: Lesbian mothers. In: Hart, J./Richardson, D. (Hrsg.): *The theory and practice of homosexuality*. London: Routledge/Kegan Paul 1981, S. 149-158
- Ricketts, W.: *Lesbians and gay men as foster parents*. Portland: National Child Welfare Resource Center for Management and Administration 1991
- Riddle, D.: Relating to children: Gays as role models. *Journal of Social Issues* 1978, 34, S. 38-58
- Riddle, D./Arguelles, M.: Children of gay parents: Homophobia's victims. In: Stuart, I./Abt, L. (Hrsg.): *Children of separation and divorce: Management and treatment*. New York: Van Nostrand Reinhold 1981, S. 174-197
- Riley, M.: The avowed lesbian mother and her right to child custody: A constitutional challenge that can no longer be denied. *San Diego Law Review* 1975, 12, S. 799-864
- Rivera, R.: Sexual orientation and the law. In: Gonsiorek, J.C./Weinrich, J.D. (Hrsg.): *Homosexuality: Research implications for public policy*. Newbury Park: Sage 1991, S. 81-100
- Robinson, B./Barret, R.: *The developing father*. New York: Guilford Press 1986
- Rohrbaugh, J.B.: Choosing children: Psychological issues in lesbian parenting. *Women and Therapy* 1988, 8, S. 51-63
- Rosenthal, K.M./Keshet, H.F.: *Fathers without partners*. Mahwah: Erlbaum 1981
- Ross, M.: *The married homosexual male*. Boston: Routledge/Kegan Paul 1983
- Rubin, S.: Sex education: Teachers who sexually abuse students. Vortrag auf dem 24th International Congress of Psychology in Sydney, 1988
- Sasse, B.: *Ganz normale Mütter. Lesbische Frauen und ihre Kinder*. Frankfurt/Main: Fischer 1995

- Sbordone, A.J.: Gay men choosing fatherhood. Unveröffentlichte Dissertation. New York: City University of New York 1993
- Scallen, R.M.: An investigation of paternal attitudes and behaviors in homosexual and heterosexual fathers. *Dissertation Abstracts International* 1982, 42 (9-B), S. 3809
- Seligman, J.: Variations on a theme. *Newsweek* (Special ed.: The 21st Century Family) 1990, Winter/Spring, S. 38-46
- Spada, J.: *The Spada report*. New York: Signet Books 1979
- Starke, K.: *Partner, Band 3. Homosexuelle Männer*. Leipzig: Gesellschaft für Sexualwissenschaft 1992
- Streib, U.: *Von nun an nannten sie sich Mütter. Lesben und Kinder*. Berlin: Orlanda Frauenverlag 1991
- Strommen, E.F.: „You’re a what?“. Family member reactions to the disclosure of homosexuality. *Journal of Homosexuality* 1989, 18, S. 37-58
- Susoeff, S.: Assessing children’s best interests when a parent is gay or lesbian: Toward a rational custody standard. *UCLA Law Review* 1985, 32, S. 852-903
- Thiel, A.: *Kinder? Na klar! Ein Ratgeber für Lesben und Schwule*. Frankfurt/Main: Campus 1996
- Turner, P.H./Scadden, L./Harris, M.B.: Parenting in gay and lesbian families. *Journal of Gay and Lesbian Psychotherapy* 1990, 1 (3), S. 55-66
- Van Gelder, L.: A lesbian family revisited. *Ms. Magazine* 1991, March/April, S. 44-47
- Weeks, R.B./Derdeyn, A.P./Langman, M.: Two cases of children of homosexuals. *Child Psychiatry and Human Development* 1975, 6, S. 26-32
- Weston, K.: *Families we choose: Lesbians, gays, kinship*. New York: Columbia University Press 1991
- Wieners, T.: *Familientypen und Formen außerfamiliärer Kinderbetreuung heute*. Opladen: Leske + Budrich 1999
- Wyers, N.L.: Homosexuality in the family – lesbian and gay spouses. *Social Work* 1987, 32, S. 143-148
- Zillich, N.: *Homosexuelle Männer im Arbeitsleben*. Frankfurt/Main: Campus 1988
- Zillich, N.: Gegenwärtige Homosexuellenforschung in Deutschland. In: Lautmann, R. (Hrsg.): *Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*. Frankfurt/Main: Campus 1993, S. 353-361

Elternschaft

Die Kultivierung von Vaterschaft und Mutterschaft: Eine Analyse von Trends in der Familienerziehung

Das letzte Vierteljahrhundert ist gekennzeichnet durch ein sich schnell ausbreitendes Interesse hinsichtlich Mutterschaft und Vaterschaft sowohl in den Sozialwissenschaften als auch in der allgemeinen Kultur. Dies zeigt sich in der zunehmenden Zahl von Artikeln und Büchern, die Themen bezüglich der Mutter- und Vaterrollen ansprechen. Solche Fragestellungen umfassen, wie Mütter Kindererziehung, Hausarbeit und finanzielle Beiträge für ihre Familien ausbalancieren, wie Väter die materielle Versorgung, Hausarbeit und die Beteiligung am Aufziehen der Kinder miteinander vereinbaren und wie sich verschiedene Muster des Engagements oder der Abwesenheit von Elternteilen auf die kindliche Entwicklung auswirken können. Dieses Kapitel bietet einen Überblick über die Kindererziehung in Amerika während der letzten 50 Jahre, einschließlich einer Diskussion zeitgenössischer kultureller Trends und rollenbezogener Fragen, mit denen Mütter und Väter heutzutage konfrontiert werden.

Es gibt bedeutsame Fragen hinsichtlich unserer Fähigkeit, genau den Grad an Veränderung zu messen, der sich bezüglich des Ausmaßes elterlichen Engagements im Verlauf der amerikanischen Geschichte ergeben hat. Während grobe Charakterisierungen primärer Schwerpunkte bei der Ausübung von Elternrollen und einige Verallgemeinerungen hinsichtlich typischer Verhaltensmuster während verschiedener Abschnitte unserer historischen Entwicklung gemacht werden können, ist es praktisch unmöglich, detaillierte, sinnvolle Vergleiche zwischen zeitgenössischen und früheren Mustern elterlichen Engagements zu ziehen. Obwohl Wissenschaftler und Journalisten oft schnell bereit sind, solche Vergleiche anzustellen, ist unsere Fähigkeit begrenzt, irgendetwas anderes als Veränderungen auf der Makroebene von Elternschaft im Verlauf der Zeit zu messen.

Außerdem verschleiert die Diskussion von Mustern der Familienerziehung individuelle Variationen im Erziehungsstil und im Grad des Engagements. Dennoch, obgleich jedes Individuum einzigartig ist, sind Verallgemeinerungen über „Mütter“ und „Väter“ bis zu einem gewissen Maße legitim, da die meisten Eltern einige generelle Charakteristika miteinander teilen. Wenn wir Subgruppen von Müttern und Vätern betrachten, sollten wir bedenken, dass Eltern trotz derselben allgemeinen Klassifizie-

* Aus dem Amerikanischen übersetzt von Martin R. Textor.

nung (z.B. „Väter von Teenagern“) einzigartige Biografien, Entwicklungsverläufe, Interaktionsstile und Involviertheitsgrade aufweisen. Somit wird bei Verallgemeinerungen über Mütter und Väter die interindividuelle Variabilität unberücksichtigt gelassen. Beschreibungen von verschiedenen Stilen oder Arten von Eltern sind „Idealtypen“ im Sprachgebrauch Max Webers: „Sie sind jedoch nicht ideal im normativen Sinn, noch sind sie genaue Beschreibungen der Realität. Als ein heuristisches Mittel bilden Idealtypen logische Übertreibungen der Wirklichkeit; als solche dienen sie als Grundlage für Vergleiche und potenzielle Messungen konkreter Trends. Die entgegengesetzten Typen des ‚traditionellen‘ und des ‚androgynen‘ Vaters sind ein Bezugspunkt für die empirische Erforschung der gesellschaftlichen Realität: des ‚typischen‘ Vaters“ (Horna/Lupri 1987, S. 55). Obgleich es ein Ziel dieses Kapitels ist, jüngste Trends hinsichtlich Mutterschaft und Vaterschaft zusammenzufassen und die zeitgenössischen Elternrollen darzustellen, müssen wir beachten, dass jedes generalisierende Statement bestenfalls unsicher und schlimmstenfalls falsch ist, wenn es auf die Ebene des Individuums bezogen wird.

Ferner sollten wir berücksichtigen, dass historische Veränderungen fortschreiten, sowohl auf der gesellschaftlichen als auch auf der individuellen (entwicklungsbezogenen) Ebene. Jegliche Transition von einem Muster der Familienerziehung zum nächsten mag unvollständig sein. Während wir dazu tendieren, mütterliche und väterliche Verhaltensstile als konstant zu beschreiben, sind sie in Wirklichkeit vielgestaltig und unbeständig (Horna/Lupri 1987), multikausal bestimmt und dynamisch (Palkovitz 1997). Außerdem mag das Durchlaufen verschiedener Erziehungsstile bzw. eine solche Entwicklung eher die Regel als die Ausnahme sein. Der Erziehungsstil, der sich an irgendeinem Zeitpunkt der Datenerhebung oder -analyse manifestiert, hängt ab von dem Kontext, von der Bewertung des Verhältnisses von Anforderungen und Ressourcen durch den jeweiligen Elternteil und von der relativen Bedeutung, die einzelne Mütter und Väter den verschiedenen Rollen zuschreiben (z.B. Geldverdienen, Geschlechtsrollenleitbild, moralische Erziehung, Versorgung), die sie ihren Kindern gegenüber ausüben (Palkovitz 1997).

Um ein relativ zutreffendes Bild von der Neuausrichtung der Elternrollen präsentieren zu können, ist es notwendig, die vorherrschenden kulturellen, ideologischen, politischen und ökonomischen Kräfte zu diskutieren, die Elternschaft an jedem Punkt des Vergleichs prägen. Eine solche Aufgabe sprengt eindeutig den Rahmen unserer kurzen Analyse. Jedoch gibt es mehrere hervorragende Übersichtsartikel, die zusammengekommen ein relativ umfassendes und übereinstimmendes Bild von den verschiedenen Kräften bieten, die Elternschaft in Amerika von der Kolonialzeit bis heute geprägt haben (siehe z.B. Bernard 1981; Degler 1980; Demos 1982; Hays 1996; La-Rossa 1997; Marsh 1990; Rotundo 1985; Ruddick 1989; Thurer 1994).

Die Kultivierung der Mutterschaft

Bevor eine zeitgenössische „Version“ der amerikanischen Mutter vorgestellt wird, ist es wichtig festzuhalten, dass diese Rolle oft als dynamisch und fortwährend sich wandelnd betrachtet wird. Hays (1996) argumentiert: „Vorstellungen von Mutterschaft entspringen nicht der Natur, noch sind sie zufällig. Sie sind gesellschaftlich kon-

struiert“ (S. 19). Viele andere zeitgenössische Bücher und Artikel über Bemuttern und Mutterschaft (z.B. Thurer 1994) betonen auf ähnliche Weise, dass Vorstellungen darüber, was Mütter „tun sollten“, von der Kultur erschaffen werden. Die Essenz dieses Arguments ist, dass wenn die Kultur das Konzept von Mutterschaft kreiert und definiert, dann kann die Kultur es auch auf angemessenere Weise redefinieren. Dieses Streben nach einer Umdefinition ist zu verstehen vor dem Hintergrund der Widersprüche, die unsere gegenwärtige kulturelle Definition von Mutterschaft in Amerika beinhaltet.

In den 55 Jahren seit Beendigung des Zweiten Weltkrieges hat sich die amerikanische Kultur signifikant verändert. Die 60er Jahre brachten den Vietnamkrieg, die Bürgerrechtsbewegung, nationale Unruhen und bohrende Fragen bezüglich Annahmen, die zuvor weitgehend nicht hinterfragt wurden, einschließlich zentraler Annahmen hinsichtlich der Familien- und Geschlechtsrollen. Der Feminismus erlebte einen Höhepunkt mit der Veröffentlichung von Betty Friedans (1963) Buch „The feminine mystique“. Diese Arbeit trug entscheidend dazu bei, aus der romantischen amerikanischen Vorstellung von den „Freuden der Mutterschaft“ ein tabuisiertes Thema zu machen. Firestones (1970) „The dialectic of sex“ war sogar noch leidenschaftlicher und enthielt die Behauptung, dass Schwangerschaft barbarisch sei. Diese und andere ähnliche Bücher und Artikel aus der damaligen Zeit waren so reaktionär, dass sie seither – nicht ernst gemeint – mit Snitow (1992) als die „dämonischen Texte“ bezeichnet werden.

Seit diesen einflussreichen „dämonischen Texten“ sind die in den letzten drei Jahrzehnten erschienenen feministischen Schriften im Allgemeinen gemäßiger bezüglich Mutterschaft geworden (Snitow 1992). Jedoch werden amerikanische Mütter heute mit neuen Anforderungen konfrontiert, denen sich viele Mütter aus der Generation von Friedan und Firestone nicht stellen mussten. Eine zentrale Herausforderung für viele Mütter ist heute, dass sie nicht vom Befolgen einer Karriere per se abgehalten werden, sondern vielmehr als erwerbstätige Mütter weiterhin an dem hohen idealistischen Standard der „intensiven Bemutterung“ (Hays 1996, S. 50) gemessen werden. Amerikanische Mütter von heute müssen sich nicht nur mit „der Fantasie der perfekten Mutter“ (Chodorow/Contratto 1992) auseinandersetzen, sondern sie müssen dies tun, während sie zu einem noch nie da gewesenen Prozentsatz berufstätig sind. Im Jahre 1960 waren nur 19% der Mütter mit Kindern bis sechs Jahren Arbeitnehmerinnen. Der vergleichbare Wert lag 1990 bei 59% (Popenoe 1993). In den Worten von Hoffnung (1997): „Die meisten Frauen wollen Mütter werden ... Das heutige Problem ist, wie sie Mutterschaft in ihrem Leben unterbringen können, ohne ihre anderen Aktivitäten aufzugeben oder ihre Ambitionen einschränken zu müssen“ (S. 285).

Von einer anderen Warte aus ist es aufgrund des materiellen Bedarfs notwendig, dass amerikanische Mütter erwerbstätig sind – ob sie wollen oder nicht. Eine Umfrage von 1989 ergab, dass „79% der erwachsenen Amerikaner der Meinung sind, dass zwei Einkommen nötig sind, um heute eine Familie zu unterhalten“ (Popenoe 1993, S. 351). Einige erwerbstätige Mütter berichten von großen Schuldgefühlen, weil sie ihre Kinder während ihrer Arbeitszeit fremdbetreuen lassen müssen. Die Trends hin zu einer zunehmenden Anzahl berufstätiger Mütter, einer wachsenden Zahl von Arbeitsstunden, die jede Woche abgeleistet werden müssen, und einer ansteigenden Erwerbsquote bei Müttern mit Kleinkindern (Popenoe 1993) bedeuten große Herausforderungen für Mütter, die auch Wert darauf legen, qualitativ gute Zeit mit ihren Kindern zu verbringen.

gen (Blankenhorn 1995). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass amerikanische Mütter oft mit einer Doppelbindungssituation konfrontiert werden, in der „die kulturellen Widersprüche von Mutterschaft stärker ausgeprägt sind als jemals zuvor“ (Hays 1996, S. 50).

Die Kultivierung der Vaterschaft

Interessanterweise gibt es sehr konträre Sichtweisen hinsichtlich der Trends beim Wandel der Vaterschaft. Eine Perspektive lässt vermuten, dass wir ein neues, zunehmendes Engagement von Vätern erleben. Eine genauere Beschreibung – im historischen Sinne – wäre, dass einige Muster gegenwärtigen väterlichen Verhaltens eine Rückkehr zu im kolonialen Amerika vorherrschenden Mustern väterlichen Engagements bedeuten, als Väter anerkanntermaßen die Hauptverantwortung für das Wohl ihrer Kinder hatten (Palkovitz 1996). Die dementsprechende Rolle ist heute das, was sowohl in professionellen als auch in Massenmedien als „neue Väter“ bezeichnet wird: Männer, die sich im erhöhten Maße der Vaterrolle verpflichtet fühlen und gleichzeitig erfolgreich als Ernährer ihrer Familie und als Mitglieder ihrer Gemeinde sind. Jedoch werden diese Bilder zu einem Zeitpunkt präsentiert, zu dem demografische Daten zeigen, dass amerikanische Männer nun weniger bereit sind als in den letzten Jahrzehnten, Vater zu werden. Und werden sie Väter, dann treten die Tendenzen auf, dass sie weniger Kinder haben, weniger Zeit im Haushalt mit den Kindern verbringen und weniger „Freizeit“ erleben (die mit den Kindern verbracht werden *könnte*) als in den letzten 50 Jahren (Johnson 1992). Im gleichen Zeitraum haben Ehescheidungen, Haushalte allein erziehender Mütter und die Verweigerung, gerichtlich angeordnete Alimente bzw. Unterhaltszahlungen für Kinder zu leisten, den allzeit höchsten Wert erreicht oder sich diesem angenähert (Whitehead 1993; Zinsmeister 1991). Diese Indikatoren wurden so interpretiert, dass die gegenwärtigen Muster von Vaterschaft weit davon entfernt wären, eine „neue Art“ von Vätern zu belegen – sie würden vielmehr auf Mängel väterlichen Verhaltens hinweisen. Und in der Tat wird in aktuellen Diskussionen oft die Vaterlosigkeit als kritischer Zustand von den Familien der Nation betont.

Wie können nun die sehr widersprüchlichen Vorstellungen von „neuen Vätern“ und dem „vaterlosen Amerika“ (Blankenhorn 1995) miteinander vereinbart werden? Es scheint so zu sein, dass in Amerika zwei gegensätzliche Trends gleichzeitig ablaufen: Während einige Männer („deadbeat dads“) sich familialen Bindungen und Verpflichtungen entziehen, engagieren sich andere stärker als frühere Kohorten. Derzeit haben wir nicht die Informationen, um zu verstehen, aus welchen Gründen heraus manche Männer „alles hinter sich abbrechen und fortlaufen“, sobald die Lebensumstände schwierig werden, während andere zu einem größeren Engagement in ihrer Familie motiviert sind.

Heute ist die Rolle des „guten Ernährers“ noch vorherrschend in den Vorstellungen von Männern über Vaterschaft, obgleich sie sich sehr in Transition befindet. Das Umstrukturieren der gesellschaftlichen Grundlage und das neue Ideal, wie ein Mann sein sollte, bilden die Basis für einen „neuen“ Stil von Vaterschaft, der unterschiedlich als „involvierte Vaterschaft“, „stark beteiligte Vaterschaft“, „androgyn Vaterschaft“ oder

„neue Vaterschaft“ bezeichnet wird (Palkovitz 1996). Dieser Stil scheint besonders häufig bei besser gebildeten Personen und Familien aus der Mittel- und Oberschicht aufzutreten. Er entstand in den letzten anderthalb Jahrzehnten und breitet sich erst jetzt aus (Palkovitz/Christiansen/Dunn 1998). Eine umfassende Beschreibung dieses Stils als solchen ist nicht möglich, jedoch „kann diese sich entwickelnde Form von Vaterschaft zumindest skizziert werden. Ein Aspekt des sich ausbildenden Stils ist, dass ein guter Vater aktiv an den Einzelheiten der tagtäglichen Betreuung von Kindern partizipiert. Er beschäftigt sich auf innigere und expressivere Weise mit seinen Kindern und spielt eine größere Rolle im Sozialisationsprozess, die seine männlichen Vorfahren vor langer Zeit an ihre Frauen abgetreten haben. Kurz gesagt, der neue Erziehungsstil verwischt die Unterschiede zwischen Vaterschaft und Mutterschaft ... Bei diesem Stil vermeidet ein guter Vater die geschlechtsbezogene Typisierung seiner Kinder und macht so wenig Unterschiede wie möglich zwischen Söhnen und Töchtern ... Androgyne Vaterschaft umfasst somit eine substanzielle Umformung von Männlichkeit, Weiblichkeit und Familienleben in Amerika. Sie verlangt neue emotionale Stile, beinhaltet andersartige Vorstellungen von männlich und weiblich und verlangt von Männern, sehr viel Autorität an ihre Frauen abzutreten als Gegenleistung für ein größeres Maß an Engagement mit ihren Kindern“ (Rotundo 1985, S. 17).

Obwohl man vorsichtig sein muss, wenn man über Väter generalisiert, kann gesagt werden, dass neben dem viel gepriesenen androgynen oder „neuen Vater“ der 90er Jahre die Leitbilder des Vaters als Ernährer und als Geschlechtsrolle bedeutende Konkurrenten bleiben. Jedoch „wird die Kritik am distanzierten Ernährer-Vater noch intensiver. Ein neues Leitbild, das unter den Begriff ‚der neue Vater‘ subsummiert wird, ist eindeutig im Vormarsch bei den Printmedien, in Radio und Fernsehen. Dieser neue Vater unterscheidet sich von älteren Vorstellungen einer involvierten Vaterschaft in mehreren zentralen Aspekten: Er ist bei der Geburt anwesend; er beschäftigt sich mit seinen Kindern, wenn diese noch Säuglinge und nicht schon älter sind; er wirkt an den alltäglichen Tätigkeiten der Kinderbetreuung mit und spielt nicht nur mit den Kindern; er befasst sich mit seinen Töchtern genauso viel wie mit seinen Söhnen“ (Pleck 1987, S. 93). Trotz all der Aufmerksamkeit, die allgemeine und professionelle Medien auf den „neuen Vater“ gerichtet haben, wundern sich viele, inwieweit dieser Mann überhaupt existiert. Michael Lamb (1987) behauptet, dass „der rhetorische Austausch bezüglich der neuen Vaterschaft überhand nimmt; unglücklicherweise schreitet die Rhetorik weiterhin der strengen Analyse voraus“ (S. 3). Ralph LaRossa (1988) meint, dass die Vorstellung, Väter hätten sich radikal geändert, nur eine populäre Idee sei. Insbesondere Untersuchungen, bei denen die Beteiligung heutiger Väter an der Kindererziehung im Vergleich zu Müttern empirisch erfasst wurde, zeigen eine weite und signifikante Kluft zwischen dem Aufwand von Männern und von Frauen auf (Lamb/Pleck/Levine 1987). „Die Diskrepanz zwischen der tatsächlichen Geschwindigkeit von Veränderungen bei Männern und der ungeheuren Menge an Pro-Vaterschafts-Bildern hat einige dazu geführt, die Vorstellung vom neuen, involvierten Vater als reine Übertreibung der Medien zu verwerfen. Während dieses Element eindeutig existiert, ist es auch wichtig anzuerkennen, dass der neue Vater nicht *nur* ein Schwindel ist. Dieses Bild ist letztlich wie die Leitbilder vergangener Perioden in strukturellen Kräften und im Strukturwandel verwurzelt. Frauen *sind* häufiger erwerbstätig und tun weniger in der Familie, wenn sie dies sind; Männer *verbringen* mehr Zeit

in der Familie, sowohl absolut als auch relativ zu Frauen (der Anteil von Ehemännern an der ganzen Hausarbeit und Kinderbetreuung nahm zwischen 1965 und 1981 von 20 auf 30% zu ...). Wenn der distanzierte Ernährer-Vater eine soziostrukturelle Grundlage hatte, so trifft dies auch auf den neuen Vater zu“ (Pleck 1987, S. 94).

Unterschiede in Kultur und Verhalten

LaRossa (1988; LaRossa/Reitzes 1993) unterscheidet zwischen den Vorstellungen von Vaterschaft und der tatsächlichen Ausübung der Vaterrolle, indem er die Begriffe „Kultur der Vaterschaft“ bzw. „Ausübung von Vaterschaft“ verwendet. Diese Differenzierung kann insbesondere die Unterschiede in der Geschwindigkeit von Veränderungen bei ideologischen Umschwüngen (Kultur) und der Ausübung von Vaterschaft (Verhalten) erklären. Während diese Verfeinerung unserer Konzeptualisierung von Vaterschaft theoretische und analytische Kraft gibt, die vor LaRossas Beitrag fehlte, hat sie nicht die fortlaufende Debatte über die Realität der vermuteten Veränderung beendet, die in Amerika hinsichtlich der Vaterschaft stattfindet. Wenn überhaupt, dann haben diese Begriffe zu einer klareren konzeptuellen Analyse beigetragen: „Hat sich Vaterschaft infolge der gesellschaftlichen und ökonomischen Veränderungen gewandelt, die sich in Amerika seit der Jahrhundertwende ereignet haben? Obwohl die Belege dürftig sind, scheint es so zu sein, dass die Antwort auf diese Frage sowohl ja als auch nein ist. Ja, Vaterschaft hat sich verändert, wenn man die Kultur der Vaterschaft betrachtet – die Ideologien bezüglich des Erziehungsverhaltens von Männern. Nein, Vaterschaft hat sich nicht verändert (zumindest nicht signifikant), wenn man die Ausübung von Vaterschaft betrachtet – wie sich Väter gegenüber ihren Kindern verhalten“ (LaRossa 1988, S. 451).

Da das idealisierte amerikanische Bild von Vaterschaft einen höheren Grad und eine größere Bandbreite von Involviertheit vorschreibt, als tatsächlich verwirklicht wird, kann die daraus resultierende Dissonanz zu intensiven Gefühlen der Ambivalenz, Frustration und Schuld sowohl bei Vätern als auch bei Müttern führen. Wenn die kulturelle Dichotomie für eine Mutter in Amerika darin besteht, sowohl eine „intensive“ Mutter als auch eine Karrierefrau zu sein (Hays 1996), dann umfasst die kulturell vorgeschriebene, von einem Vater zu tragende Bürde, dass er ein guter Ernährer (Bernard 1981) und zusätzlich in das Leben seiner Frau und seines/r Kindes/r stark involviert sein soll. Es scheint, dass die amerikanische Kultur hinsichtlich der Vaterschaft – wie bei der Mutterschaft – hohe und oft widersprüchliche Erwartungen entwickelt hat. Zusammenfassend: Während „Wissenschaftler heute den neuen Vater als ein kulturelles Ideal sowohl zu definieren als auch zu befürworten suchen ..., mag er im wahren Leben schwer zu finden sein“ (Blankenhorn 1995, S. 97).

Mütter und Väter vs. kulturelle Widersprüche

Amerikanische Mütter und Väter erhalten heute eine Anzahl anspruchsvoller und oft widersprüchlicher kultureller Botschaften. Die Situation wird ferner dadurch kompli-

ziert, dass Amerika in etwas versunken ist, was man als Kult des Konsumverhaltens bezeichnen könnte. Nicht nur sind die Eltern von heute verpflichtet, die physischen Grundbedürfnisse ihrer Kinder zu befriedigen, sondern sie werden auch fortwährend gedrängt, ihren Kindern die Teilhabe an den letzten Freizeit-, technologischen und Modetrends zu ermöglichen. Gleichzeitig sollen sie ein Heim sowohl in materieller als auch in emotionaler Hinsicht schaffen. Bernard (1981) hat das amerikanische Dilemma mit den Worten zusammengefasst, dass Familien auf „Ausstellungsstücke reduziert wurden, die den Erfolg des guten Ernährers“ widerspiegeln (S. 5). Auf ähnliche Weise merkten Dienhart und Daly (1997) an, dass „Nordamerikaner/innen in einer Kultur leben, in der ein Paradox zwischen der ideologischen Erhöhung der Familie und einem sich intensivierenden Arbeitsethos besteht, der Familien mit weniger Zeit füreinander lässt als jemals zuvor“ (S. 147).

In solch einer Kultur ist es offensichtlich, dass irgendetwas nachgeben muss. In den letzten Jahren haben einige die Statistiken über Scheidungsraten und die Häufigkeit von Teilfamilien dahingehend interpretiert, dass dies den Niedergang der amerikanischen Familie anzeige (Popenoe 1993). Obwohl es sicherlich viele andere Faktoren gibt, die zu dem statistischen Niedergang beigetragen haben, sind Amerikas Hyper-Konsumdenken und die widersprüchlichen kulturellen Kräfte wahrscheinlich keine positiven Einflüsse für viele Familien gewesen. Ist es in solch einer Kultur, wo „Leistung, Status und materielle Aneignung vorherrschen“ (Dienhart/Daly 1997, S. 147), möglich, dass beide Elternteile mit ihren Kindern generativ (Erikson 1950) involviert sind? Dienhart und Daly (1997) argumentieren, dass dies der Fall ist, aber betonen, dass „Paare, die sich zum Teilen der Elternschaft verpflichtet haben, sehr überlegt in ihren Bemühungen sein müssen, um die gegenläufigen Kräfte der weiteren Kultur überwinden zu können“ (S. 147). Natürlich ist dann die nächste Frage: „Wie kann ein Paar dies schaffen?“

Trends und Themen hinsichtlich der Konvergenz von Geschlechtsrollen

Obwohl der Trend sicherlich nicht universell für Männer und Frauen im Allgemeinen gelten mag, ist es zutreffend, dass Männer und Frauen aus der Mittelschicht einen starken, fortdauernden und zunehmenden Druck in Richtung auf Konvergenz der Geschlechtsrollen erleben. Die zeitgenössischen Muster von Erziehungsrollen befinden sich im Prozess des Übergangs von den geschlechtsspezifisch abgegrenzten Rollen der 50er Jahre hin zu einer egalitären Kultur der Familienerziehung. Normalerweise beteuern Frauen und Männer, die sich in der Transition zum Erwachsenenalter befinden, dass es keine Unterschiede in den Beiträgen von Vätern und Müttern zur Familienarbeit und zum Familienunterhalt geben sollte (abgesehen von biologisch bedingten Angelegenheiten wie Schwangerschaft und Stillen). Jedoch haben die meisten Paare egalitäre Lebensstile ohne geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nicht erreicht, selbst wenn sie dies für das Ideal halten. Ferner haben viele Paare die Idee des Egalitarismus nicht als Ideal übernommen, aber sie fühlen, dass trotzdem ein höherer Grad von Rollenkonvergenz zwischen Müttern und Vätern angemessen ist. Es ist oft der Fall, dass das manifestierte Verhalten nicht dem angestrebten Ideal entspricht. Und dort, wo das Ziel niedriger gesetzt wird, ist das gezeigte Verhalten noch „niedriger“. Es bleibt eine

Tatsache, dass trotz der besten Intentionen egalitär eingestellter Paare die Kindererziehung einen traditionalisierenden Effekt auf die Geschlechtsrollenzuweisung hat (Cowan/Cowan 1988).

Obwohl der gesellschaftliche Druck in Richtung Geschlechtsrollenkonvergenz für Paare charakteristisch ist, die Kinder erziehen, trifft dies noch mehr auf Individuen zu, die allein erziehend sind. Alleinerziehende diskutieren offen die Herausforderung, sowohl Mutter als auch Vater für ihre Kinder zu sein, und das Gefühl, den gleichzeitigen und vielfältigen Anforderungen mütterlicher und väterlicher Rollen nur unangemessen zu entsprechen. Hierdurch sollen allein erziehende Eltern nicht auf irgendeine Weise abgewertet werden, sondern es soll nur der Stress betont werden, den sie empfinden und erleben, wenn sie versuchen, ein Kind allein aufzuziehen. Auf der anderen Seite erwarten Personen in Paarbeziehungen, die Kinder haben, dass die Aufgaben und Rollen im Rahmen der Familienerziehung geteilt werden. Die zeitgenössische Kultur sagt uns, dass Egalitarismus die angemessene Norm ist, obgleich die Kultur der Ausübung von Elternschaft voraus ist und über sie hinausgeht. Anders gesagt, sowohl die Kultur als auch die Ausübung von Elternschaft befinden sich in der gegenwärtigen amerikanischen Kultur im Übergang. Jedoch verlaufen die Transitionen von Kultur und Verhalten – wie zuvor beschrieben – asynchron, was zu neuen Spannungen und Rollenunzufriedenheit führt.

Intergenerationale Herausforderungen

Die Straße hin zum Egalitarismus ist nicht ohne Schlaglöcher. Mit der Pionierarbeit ist oft aus einer Vielzahl von Gründen ein Grad an intergenerationaler Spannung verbunden. Da die Transition noch weitergeht, gibt es nur wenige erfolgreiche Praktiker/innen, die soziale Unterstützung anbieten können. Hinzu kommt, dass neue Generationen von Eltern die eigenen Eltern als defizitäre, veraltete Rollenmodelle bewerten, weil sich kulturelle Vorschriften für „gute“ Eltern fortwährend ändern. Frühere Generationen von Eltern mögen auch ihre eigenen Fähigkeiten bezweifeln oder die Notwendigkeit eines Rollenwandels hinterfragen, wenn die „alten Wege“ bei ihnen „funktionierten“. Solche Spannungen erleichtern es nicht, positive soziale Unterstützung zu geben.

Intragenerationale Herausforderungen

Rollenkonvergenz führt zu Spannungen, die es in Situationen mit Rollenteilung nicht gibt. Genauer gesagt, wenn verschiedene Rollen unterschieden werden, dann sind Spezialisten für ihren Bereich verantwortlich und zuständig. Sie handeln nach ihren eigenen Methoden und meistens nach ihren eigenen Standards. Bei Rollenkonvergenz interagieren Menschen hingegen in Rollen, die nicht ausschließlich „ihr Bereich“ sind. Dies kann zu Auseinandersetzungen oder Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Vorgehensweise oder qualitativer Aspekte führen, die bei einer Rollenteilung nicht angesprochen werden würden. Die Ambiguität einander überschneidender Rollen führt

zu Fragen und Konflikten, wer an der Reihe ist, während bei Rollenteilung „Frauenarbeit“ immer Sache der Frau und „Männerarbeit“ immer Zuständigkeit des Mannes ist – außer besondere Umstände (z.B. Krankheit, ungewollte Abwesenheit) verlangen etwas anderes.

Konvergenz führt zu Vielfältigkeit

Da die gegenwärtigen Umschwünge eine Diversifikation von Rollen verkörpern, werden diese notwendigerweise weiter – sowohl für Männer als auch Frauen, für Mütter und Väter. Die Möglichkeit, sich auf Kindererziehung oder auf den Familienunterhalt zu spezialisieren, erfährt nicht mehr so viel Wertschätzung und wird nicht so häufig genutzt wie in früheren Zeiten. Der Wandel hin zu vielfältigeren Rollen führt zu Rollenstress und Rollenkonflikt. Wie kann man ein erfolgreicher Fachmann bzw. Familienernährer und gleichzeitig ein involvierter liebevoller Elternteil sein? Der Zeitaufwand, die Mühe, die Erfahrung, die Energie und die Konzentration, die benötigt werden, um entweder ein anerkannter Ernährer oder ein guter Elternteil zu sein, sind beträchtlich. Es ist in der Tat eine gewaltige Aufgabe, die Charakteristika von beiden Rollen zu entwickeln, zu besitzen und konsequent zu manifestieren sowie beide miteinander auszubalancieren.

Die Rollendiversifikation verlangt ein höheres Maß an Energie, Aufmerksamkeit, Fertigkeit und Zeit. Eine Spezialisierung erlaubt hingegen, bestimmte Aspekte eines Bereichs zu ignorieren oder zu delegieren. So verlangen die derzeitigen Muster der egalitären Familienerziehung mehr Zeit, Fähigkeit und Aufmerksamkeit als die „traditionelle“, nach Rollen differenzierte Erziehung. Rollenteilung ist mit einem größeren Energieaufwand verbunden, und sowohl Mütter als auch Väter drücken oft Gefühle der Unzulänglichkeit und Frustration aus, wenn sie „alles zu tun versuchen“.

Herausforderung der Vorbereitung

Da die Rollenkonvergenz ein relativ neues Phänomen ist, erhalten Kinder nicht die Art von Sozialisation und Vorbereitung, die nötig sind, um den verschiedenen Fassetten konvergierender Elternrollen gerecht werden zu können. Als die heutigen Eltern Kinder waren, erlebten sie Vorbilder, die eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung praktizierten. Im Allgemeinen werden Personen, die in einer Zeit des Übergangs aufwachsen, von Menschen erzogen, deren Verhalten nicht den neuen Normen entspricht. Sie werden zumeist von Menschen sozialisiert, die nach den gegenwärtigen Standards eine traditionelle Rollenzuweisung befolgen. So sind sie schlecht vorbereitet, sich auf nicht traditionelle Aspekte sich wandelnder Rollen einzustellen. Obgleich es seit Jahrzehnten egalitäre Rollenvorschriften gibt, ist es immer noch die Regel, dass die meisten Mädchen mehr auf Kindererziehung und die Jungen mehr auf Wettbewerb und beruflichen Erfolg vorbereitet werden.

Zum Teil aufgrund der Kurzfristigkeit von Rollenveränderungen mangelt es den heutigen Müttern und Vätern an kompetenten, liebevollen Rollenmodellen des eigenen

Geschlechts. Diese Situation sollte sich verbessern, wenn die derzeitige Kohorte von Eltern eine Balance zwischen den familienbezogenen Aufgaben des materiellen Unterhalts und der Kindererziehung aushandelt.

Herausforderungen für die eigene Entwicklung

Es ist wichtig zu beachten, dass die Sozialisation nicht das Einzige ist, was hinsichtlich der Entwicklung zu berücksichtigen ist. Eltern sind Individuen, die eine Reihe von Phasen durchschreiten, in denen sie unterschiedliche Facetten ihrer selbst herausbilden und integrieren. Eine Art, Hürden für eine egalitäre Kindererziehung zu konzeptualisieren, ist, sie als Überreste früherer Entwicklungsstufen zu betrachten. Wir beobachten, dass Jugendliche von ihrem imaginären Publikum beeinflusst werden – aber das Gleiche trifft auch bis zu einem gewissen Grad auf Erwachsene zu: Sie empfinden einen Druck, einer Kultur der Elternschaft zu entsprechen, die im Widerspruch zu ihren offen genannten oder unausgesprochenen Werten und Bedürfnissen steht. Bei einer aktuellen Untersuchung „generativer“ Paare verwendeten Dienhart und Daly (1997) den Satz „die Wirkung des externen Zuschauers ausschalten“ (S. 157), um erfolgreiche Strategien zu beschreiben, die diese stark involvierten Eltern bei ihren Bemühungen einsetzten, die Bedürfnisse ihrer Kinder zu erfassen und zu befriedigen, anstatt kulturellen Rollenvorschriften zu genügen (d.h., „dem externen Zuschauer“ zu gefallen) versuchen.

Neben der Auseinandersetzung mit dem imaginären Publikum oder dem „externen Zuschauer“ ist die Identitätsbildung ein anderes Problem von Jugendlichen, das bei Elternschaft wieder virulent wird. Wenn die Identität hinsichtlich der Geschlechtsrolle auf rigide Art – sei es „zu traditionell“ oder „zu egalitär“ – ausgebildet wurde, dann ist dies eine Herausforderung für die Person, wenn sie sich als Erwachsene den entstehenden und sich fortwährend ändernden Anforderungen der Kindererziehung und des Familienlebens anpassen muss. Die nächste Entwicklungsstufe, die von Intimität vs. Isolation (Erikson 1950), verlangt die Fähigkeit, sich zu öffnen und sein Inneres mitzuteilen. Wenn es nicht genügend Kommunikation hinsichtlich der Rollenzuweisung und -teilung gibt, kann die Intimität beeinträchtigt werden, was die Qualität der Ehebeziehung (oder das Verhältnis der Partner in einer nicht ehelichen Lebensgemeinschaft) verschlechtern wird. Generativität wird durch die Ehequalität beeinflusst. So wird das Ergebnis der kindlichen Entwicklung von der Anpassung der Eltern an Rollen genauso mitbestimmt wie durch Entwicklungskräfte und während des Lebensverlaufs gefällte Entscheidungen. Obgleich gesellschaftliche Kräfte die Manifestation von Geschlechtsrollen, die Arbeitsteilung im Haushalt und das Stellenangebot prägen, sind sie nicht der einzige (oder noch nicht einmal der vorrangige) Einflussfaktor.

In dem Maße, in dem Individuen auf positive Weise die Entwicklungsbahnen der Adoleszenz und des frühen Erwachsenenalters durchlaufen, wird ihre Fähigkeit verbessert, die vielfältigen Anforderungen konvergierender Elternrollen zu bewältigen, gleichzeitig Identität und Intimität zu erhalten und Generativität zu erreichen. Die Balance zwischen diesen Aufgaben ist instabil und zerbrechlich, sodass fortwährend Evaluation und Problemlösung notwendig sind.

Praktische Implikationen für Familien

Die Menschen sollten ermutigt werden, offen und ehrlich miteinander über ihre Werte, Fähigkeiten, Bedürfnisse, Ängste usw. hinsichtlich Rollenspezialisierung vs. Rollenteilung zu kommunizieren. In der zuvor erwähnten Studie von Dienhart und Daly (1997) über generative Paare wurde interessanterweise festgestellt, dass es eine beträchtliche Variation darin gibt, wie Elternrollen ausgeübt werden. Jedoch war die Konstante, dass „Männer und Frauen ... leidenschaftlich hinsichtlich ihres Engagements für familiäre Partnerschaft waren“ (S. 156).

Amerika hat eine Anzahl anspruchsvoller kultureller Vorschriften für „Supermütter“ und „neue Väter“ geschaffen, die idealerweise alles tun sollten. Paare benötigen Unterstützung, diese sich im Fluss befindlichen Erwartungen zu analysieren, um zu einer Balance zwischen Rollenkonvergenz und Spezialisierung zu gelangen, die für ihre derzeitige Familienform und das Funktionieren ihrer Familie von Vorteil ist.

Schlussfolgerungen

Amerikanische Väter und Mütter sprechen heute über „sich ändernde Zeiten“, über neue Rollen und Trends beim elterlichen Engagement, wobei sie oft die Generation ihrer Eltern als Bezugspunkt erwähnen. Jedoch ist es nicht möglich, den Grad an Veränderung detailliert zu schildern, der sich in den letzten 50 Jahren bei den Elternrollen ergeben hat. Es ist jedoch eindeutig, dass in Übereinstimmung mit einer sich wandelnden Kultur der Vaterschaft, die die Rollen von Vätern als eine Mischung aus involvierter und liebevoller Versorgung porträtiert – die über materiellen Unterhalt, Geschlechtsrollensozialisation und belehrende bzw. moralische Führung hinausgeht –, Väter heute Vaterschaft auf fassettenreiche Weise beschreiben, die jedes dieser Elemente enthält. Parallel hierzu präsentiert die sich wandelnde Kultur der Mutterschaft Rollenvorschriften, durch die Frauen zunehmend ermutigt werden, materielle Versorgung zu leisten – ohne dass Erwartungen hinsichtlich Hausarbeit und Kindererziehung reduziert werden. So können die Rollen im zeitgenössischen Amerika als in Transition von den vorausgegangenen Perioden betrachtet werden. Sie verlangen nun aber ein Ausbalancieren von dem, was in jeder früheren historischen Phase vorherrschende Rollen waren.

Hervorstechende Charakteristika heutiger Eltern, die sich besonders von denen der Eltern vergangener Perioden unterscheiden, sind (1) der Fokus auf den rollenteilenden Aspekten von Elternschaft und (2) die Notwendigkeit, liebevolle und sorgende Elemente der Kindererziehung mit der materiellen Versorgung auszubalancieren. Selbst wenn wir uns wieder daran erinnern, dass wir hinsichtlich Generalisierungen über Eltern vorsichtig sein sollten, scheinen amerikanische Mütter und Väter heute in mancherlei Hinsicht anders zu sein als Mütter und Väter aus vergangenen Zeiten – vor allem aufgrund der Tatsache, dass sich bei ihnen eine Konvergenz der vielfältigen Aspekte von Elternrollen manifestiert. Da Eltern von heute sich so vieler Fassetten der Elternrollen bewusst sind, zeigen sie notwendigerweise eine andere Mischung als El-

tern von früher, die oft als Spezialisten charakterisiert wurden (z.B. Vater als Familienernährer und moralischer Aufseher, Mutter als die „gute Seele“ der Familie usw.).

Indem sie die Bedeutung einer jeden dieser spezialisierten Rollen anerkennen und versuchen, sie in ein fassettenreiches Ganzes einzufügen, fühlen sich die heutigen Eltern herausgefordert, ihr Engagement für ihre Kinder mit der Erwerbstätigkeit auszubalancieren und dabei die Komponenten beider Rollen angemessen auszudrücken. Weil dies zu jedem beliebigen Zeitpunkt unmöglich ist, entsteht eine solche Balance nur über längere Zeiträume, und die Rolleninvestments irgendeines Elternteils zu einem beliebigen Zeitpunkt sind nur provisorisch. Die Balance wird aufrechterhalten, bis neue Wünsche auftauchen und wahrgenommen werden (oder empfunden werden, selbst wenn es sie nicht gibt). Es ist ein fortwährender Kampf, die Balance zu halten, da die beteiligten Systeme dynamisch sind. Wenn Elemente ihre Stärke oder Position ändern, verändert sich die notwendige Balance. Es ist wahrscheinlich unmöglich, über einen kurzen Zeitraum hinweg die Balance zu halten – viele Mütter und Väter konzentrieren sich für einen Teil des Tages auf die Arbeit und für einen anderen Teil des Tages auf die Erziehung. Dies mag erklären, warum manche „traditionelle“ Väter so unglaublich spielerisch und ihr Verhalten so unvorhersehbar ist, wenn sie von der Arbeit nach Hause kommen und das „Spielzeug“ oder der „Spielkamerad“ ihrer Kinder werden. Ihr lebhafter Versuch, die Kinder mit Aufmerksamkeit zu überschütten, zeigt das Streben nach Ausgleich für ihre lange Abwesenheit.

Androgynität und Egalitarismus sind auf eine Weise als kulturelle Werte vertreten worden, die weit entfernt von Wertfreiheit ist. Die soziale Agenda war nicht auf Kinder und die Suche nach entwicklungsfördernden Mustern von Gemeinsamkeit konzentriert, sondern diente vielmehr dazu, eine bestimmte Sache voranzutreiben. Sowohl mutterorientierte (z.B. Ruddick 1989) als auch vaterorientierte Wissenschaftler/innen (z.B. Hawkins/Dollahite 1997) haben argumentiert, dass Kindererziehung weniger als eine von der Gesellschaft vorgeschriebene Rolle betrachtet werden sollte, sondern mehr als Arbeit, die getan werden muss, um die unzähligen Bedürfnisse von Kindern zu befriedigen. In der Tat bedeuten die gegenwärtigen amerikanischen „Drehbücher“ für die Rollen der „perfekten Mutter“ und des „neuen Vaters“ Fehlbesetzungen für viele Eltern, die nun mit Idealen leben, die ihrer Lebenswirklichkeit nicht entsprechen.

Zu einem gewissen Grad kommt es zu einem effizienten Handeln, wenn die Fähigkeiten den Anforderungen entsprechen und wenn einander ausschließende Rollenaufgaben übernommen werden. Wir leben genau aus diesem Grund in einer Welt der Spezialisten. Jedoch hängt Erfüllung mit der Vielfältigkeit der Interessen und dem Erleben einer Auswahl von Rollen zusammen. Der kulturelle Druck, der zur Konvergenz der Geschlechtsrollen führt, hat ein Mandat für Diversifikation in einem noch nie da gewesenen Maße gegeben. Familien sollten ermutigt werden, offen und kreativ die einzigartige Balance von Spezialisierung und Diversifikation herauszuarbeiten, die sie benötigen, um sowohl Effizienz als auch Erfüllung in Kindererziehung und Beruf zu erleben. Dies ist eine reizvolle Agenda für das neue Millennium.

Literatur

- Bernard, J.: The good-provider role: Its rise and fall. *American Psychologist* 1981, 36, S. 1-12
- Blankenhorn, D.: *Fatherless America*. New York: Basic Books 1995
- Chodorow, N./Contratto, S.: The fantasy of the perfect mother. In: Thorne, B./Yalom, M. (Hrsg.): *Rethinking the family: Some feminist questions*. Boston: Northeastern University Press 1992, S. 191-214
- Cowan, C.P./Cowan, P.A.: Who does what when partners become parents: Implications for men, women and marriage. *Marriage and Family Review* 1988, 13, S. 105-131
- Degler, C.N.: *At odds: Women and the family in America from the revolution to the present*. New York: Oxford University Press 1980
- Demos, J.: The changing faces of fatherhood: A new exploration in family history. In: Cath, S./Gurwitt, A./Ross, J.M. (Hrsg.): *Father and child: Developmental and clinical perspectives*. Boston: Little, Brown 1982, S. 425-450
- Dienhart, A./Daly, K.: Men and women cocreating father involvement in a nongenerative culture. In: Hawkins, A.J./Dollahite, D.C. (Hrsg.): *Generative fathering: Beyond deficit perspectives*. Thousand Oaks: Sage 1997, S. 147-164
- Erikson, E.: *Childhood and society*. New York: Norton 1950
- Firestone, S.: *The dialectic of sex*. New York: Bantam 1970
- Friedan, B.: *The feminine mystique*. New York: Norton 1963
- Hays, S.: *The cultural contradictions of mothering*. New Haven: Yale University Press 1996
- Hawkins, A.J./Dollahite, D.C. (Hrsg.): *Generative fathering: Beyond deficit perspectives*. Thousand Oaks: Sage 1997
- Hoffnung, M.: Motherhood: Contemporary conflict for women. In: Ferguson, S.J. (Hrsg.): *Shifting the center: Understanding contemporary families*. Mountain View: Mayfield 1997, S. 277-291
- Horna, J./Lupri, E.: Fathers' participation in work, family life and leisure: A Canadian experience. In: Lewis, C.L./O'Brien, M. (Hrsg.): *Reassessing fatherhood: New observations on fathers and the modern family*. London: Sage 1987, S. 54-73
- Johnson, W.B.: Father uninvolved: Impact, etiology and potential solutions. *Journal of Psychology and Christianity* 1992, 12, S. 301-311
- Lamb, M.E.: Introduction: The emergent American father. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): *The father's role: Cross cultural perspectives*. Hillsdale: Erlbaum 1987, S. 3-25
- Lamb, M.E./Pleck, J.H./Levine, J.A.: Effects of increased paternal involvement on fathers and mothers. In: Lewis, C.L./O'Brien, M. (Hrsg.): *Reassessing fatherhood: New observations on fathers and the modern family*. London: Sage 1987, S. 109-125
- LaRossa, R.: Fatherhood and social change. *Family Relations* 1988, 37, S. 451-457
- LaRossa, R.: *The modernization of fatherhood: A social and political history*. Chicago: University of Chicago Press 1997
- LaRossa, R./Reitzes, D.C.: Continuity and change in middle class fatherhood: The culture-conduct distinction. *Journal of Marriage and the Family* 1993, 55, S. 455-468
- Marsh, M.: *Suburban lives*. New Brunswick: Rutgers University Press 1990
- Palkovitz, R.: The recovery of fatherhood? In: Carr, A./Von Leeuwen, M.S. (Hrsg.): *Religion, feminism and the family*. Louisville: Westminster John Knox Press 1996, S. 310-329
- Palkovitz, R.: Reconstructing „involvement“: Expanding conceptualizations of men's caring in contemporary families. In: Hawkins, A.J./Dollahite, D.C. (Hrsg.): *Generative fathering: Beyond deficit perspectives*. Thousand Oaks: Sage 1997, S. 200-216
- Palkovitz, R.: Good fathering is good for everybody. Vortrag beim Governor's Summit on Fatherhood in Wilmington, Juni 1999
- Palkovitz, R./Christiansen, S./Dunn, C.: Provisional balances: Fathers' perceptions of the politics and dynamics of involvement in family and career development. *Michigan Family Review* 1998, 3, S. 45-64

- Pleck, J.: American fathering in historical perspective. In: Kimmel, M. (Hrsg.): Changing men: New directions in research on men and masculinity. Newbury Park: Sage 1987, S. 83-97
- Popenoe, D.: American family decline, 1960-1990: A review and appraisal. *Journal of Marriage and the Family* 1993, 55, S. 527-555
- Popenoe, D.: *Life without father*. New York: The Free Press 1996
- Rotundo, E.A.: American fatherhood. *American Behavioral Scientist* 1985, 29, S. 7-24
- Ruddick, S.: *Maternal thinking: Towards a politics of peace*. Boston: Beacon 1989
- Snitow, A.: Feminism and motherhood: An American reading. *Feminist Review* 1992, 40, S. 32-51
- Thurer, S.: *The myths of motherhood: How culture reinvents the good mother*. Boston: Allyn & Bacon 1994
- Whitehead, B.D.: Dan Quayle was right. *The Atlantic Monthly* 1993, Heft 271, S. 47-84
- Zinsmeister, K.: *The nature of fatherhood*. Arbeitspapier des Institute for American Values für das Symposium on Fatherhood in America. New York 1991

Subjektive Elternschaftskonzepte und faktische Rollenausübung: Theoretische Überlegungen und empirische Befunde

Subjektive Vorstellungen von der Elternrolle und entsprechende Erwartungen an die Ausübung der Elternschaft sind zu einem gewissen Grad kulturell vorgegeben. Innerhalb einer Kultur- und Sprachgemeinschaft besteht zumindest hinsichtlich der zentralen Funktionen und Aufgaben von Eltern Konsens (Goodnow/Collins 1990). Andererseits sind Begriffe wie „Mutterschaft“ und „Vaterschaft“ bzw. „mütterliche“ und „väterliche Verantwortung“ hinreichend vage definiert, sodass idiosynkratische oder situationsgebundene Begriffsauslegungen auftreten können (vgl. Barsalou 1987). In diesem Beitrag sollen nun zwei Aspekte subjektiver Elternschaftskonzepte herausgestellt werden, erstens die *Geschlechtsspezifität* der Erwartungen an Eltern und zweitens die *Kompatibilität* der wechselseitigen Verhaltenserwartungen beider Partner. Die Bedeutung dieser Merkmale für die Familienentwicklung wird anhand zweier Kriterien illustriert, nämlich anhand der *praktischen Ausgestaltung der Elternrolle* und anhand der *Partnerschaftszufriedenheit* der Eltern. Zuvor soll jedoch das Konstrukt der subjektiven Elternschaftskonzepte schärfer umrissen werden.

Begriffsklärung

Subjektive Elternschaftskonzepte fassen wir als die subjektive Auslegung der Begriffe „Mutterschaft“, „Vaterschaft“ oder „Elternschaft“. Während solche Konzepte prinzipiell die unterschiedlichsten Inhalte umfassen können (z.B. stereotype Merkmalszuschreibungen), fokussieren wir unterschiedliche Fassetten der elterlichen Verantwortung. Auffassungen darüber, welche Aufgaben oder Funktionen zur Verantwortung der Eltern für ihr Kind gehören, stützen sich auf *Überzeugungen*, also auf subjektive Annahmen, die Wissen repräsentieren und mit einer gewissen Sicherheit vertreten werden (McGillicuddy-De Lisi/Sigel 1995). Wichtig sind in diesem Zusammenhang insbesondere Überzeugungen zur Entwicklung von Kindern, Überzeugungen zur Beeinfluss-

* Die geschilderten Befunde stammen aus der LBS-Familien-Studie „Übergang zur Elternschaft“, gefördert von der LBS-Initiative *Junge Familie*. Mitgearbeitet an dieser Studie haben Anette Enger und Angelika Dittmann.

barkeit von Entwicklungsprozessen sowie Überzeugungen zur Instrumentalität spezifischer Erziehungspraktiken. Auffassungen von der elterlichen Verantwortung für das Kind fußen beispielsweise auf Annahmen über die Bedürfnisse von Kindern, auf Annahmen über den Einfluss von Eltern auf die kindliche Entwicklung und auf Annahmen zur Instrumentalität einzelner Erziehungsmaßnahmen. Verwandtschaft besteht auch zum Konstrukt der *Einstellung*, das die Bewertung eines Beurteilungsgegenstands meint (Eagly 1992). So lassen sich Einstellungen zu bestimmten Erziehungspraktiken wie dem Stillen oder körperlichen Strafen (im Überblick: Holden 1995) reformulieren als subjektive Elternschaftskonzepte („Mütter sollen ihr Kind stillen“, „Eltern dürfen ihr Kind nicht züchtigen“). Interessante Bezüge lassen sich auch herstellen zum Konzept der Normen. Hier unterscheiden wir mit Brandtstädter (1977) wahrgenommene oder ermittelte *deskriptive Normen*, also Beschreibungen der vorherrschenden Handlungspraxis, von *präskriptiven Normen* im Sinne subjektiv verbindlicher Verhaltenserwartungen. So ist anzunehmen, dass sich die Vorstellungen von der mütterlichen Verantwortung (präskriptiver Aspekt) u. a. daran orientieren, wie die Mutterrolle üblicherweise ausgeübt wird (deskriptiver Aspekt; zur Interdependenz beider Normbegriffe vgl. Miller/Turnbull 1992). Bezogen auf die unterschiedlichen Erwartungen an Mütter und Väter beschreibt Goodnow (1995) diese Zusammenhänge recht anschaulich: „Bestimmte Ansichten über Kinder oder Kindererziehung entstehen aus alltäglichen Aktivitäten heraus und werden dabei gelernt. Beispielsweise müssen uns die unterschiedlichen Rollen von Müttern und Vätern nicht ausdrücklich erklärt werden. Sie zeigen sich vielmehr darin, inwieweit Väter in Geburtsvorbereitungskursen oder im Kreißsaal erwünscht sind, wie sehr mit ihrem Besuch bei Elternsprechtagen oder beim Kinderarzt gerechnet wird oder inwieweit man ihnen mit einem Ausdruck von Überraschung, Sorge oder Freude begegnet, wenn sie in der Öffentlichkeit als alleinige Betreuer eines kleinen Kindes gesehen werden“ (S. 326; Übersetzung der Autoren).

Ein weiteres Kennzeichen subjektiver Elternschaftskonzepte ist ihr *relationaler* Charakter: Das Wissen über die Elternrolle und die Ansprüche an die elterliche Rollenausübung sind stets bezogen auf spezifische Konstellationen und Kontexte. So variieren die Vorstellungen von der elterlichen Verantwortung systematisch mit dem Alter des Kindes und den entsprechenden altersabhängigen Erwartungen an das Kind (Hess et al. 1980; Kemmler/Heckhausen 1959). Auch die vielfach belegte *Kulturspezifität* von normativen Erwartungen an Eltern und von Überzeugungen zur Elternschaft (Bornstein 1991; Harkness/Super 1996; LeVine/Miller/West 1988) lässt sich hier einordnen, da soziale und gesellschaftliche Normen stets funktional sind relativ zu historisch gewachsenen Kontexten (Kalicki 1996). Selbst intrakulturell variieren solche elternschafts- und erziehungsthematische Auffassungen, etwa in Abhängigkeit von der Sozialschicht (Kohn 1979).

Subjektive Elternschaftskonzepte besitzen für das Individuum unterschiedliche *Funktionen*. Sie repräsentieren erziehungsrelevantes Wissen (etwa über die altersspezifischen Bedürfnisse von Kindern) und ermöglichen so die Handlungsplanung. Als präskriptive Handlungserwartungen motivieren sie zur erwartungskonformen Rollenausübung, und dies nicht nur im Sinne eines von Außenstehenden ausgeübten Konformitätsdrucks, sondern durchaus im Sinne einer Selbstverpflichtung. Die subjektive Definition der eigenen elterlichen Verantwortung dient als Maßstab für die Selbstbewertung. Schließlich geschieht auch die Fremdbeurteilung anhand subjektiver Ansprü-

che und Erwartungen. Subjektive Elternschaftskonzepte eignen sich somit besonders zur Explikation innerfamiliärer Partnerschaftsdynamiken.

Ontogenetischer Aufbau und Wandel subjektiver Elternschaftskonzepte

Während die psychologische Forschung lange Zeit davon ausging, dass elterliche Einstellungen und Überzeugungen schon vor der Übernahme der Elternrolle ausgebildet werden und in der Folge relativ stabil sind, stellen neuere Arbeiten diese Grundannahme in Frage und diskutieren die unterschiedlichen Quellen solcher Handlungsorientierungen (Goodnow 1984; Holden 1995). Der Einfluss der *primären Sozialisation*, also der Erfahrungen in der Herkunftsfamilie, wurde unter der Fragestellung der intergenerationalen Transmission von Erziehungseinstellungen studiert (Van Ijzendoorn 1992). Je nach Bewertung der erlebten oder erinnerten Erziehungsstile treten Assimilations- oder Kontrasteffekte auf (Goodnow 1992). Wie eingangs erwähnt, lassen sich die elternschaftsbezogenen Auffassungen jedoch auch als *kulturelle Konstruktionen* verstehen, die konsensuell geteilt werden und einem historischen Wandel unterliegen (Gergen/Gloger-Tippelt/Berkowitz 1990; Goodnow/Collins 1990). Diese kulturelle Normierung lässt sich anhand von Akkulturationseffekten belegen (Lambert 1987). Vor dem Eintritt in die Elternrolle, aber auch bei Schwierigkeiten in der Rolle, erfolgt typischerweise eine *gezielte Informationssuche*, die der Konstruktion oder Revision rollenrelevanter Schemata dient (Deutsch et al. 1988; Ruble 1994; Sameroff/Feil 1985). Schließlich prägen auch die *persönlichen Erfahrungen in der Elternrolle* die weitere Entwicklung subjektiver Elternschaftskonzepte (Goodnow 1984). Allgemeinpsychologische Arbeiten zum Wandel bzw. zur Resistenz von Ansichten angesichts nicht konfirmierender Erfahrungen zeigen, dass unterschiedliche Faktoren den Wandel subjektiver Annahmen und Überzeugungen beeinflussen: Art und Quelle der Information, der Grad der Etabliertheit des Schemas, die Notwendigkeit der Überzeugung für die Fortsetzung eines Plans, für den Erhalt einer Beziehung oder auch für die Stabilisierung des Selbstwerts etc. (Abelson 1986; Weber/Crocker 1983). Insofern subjektive Auffassungen von der elterlichen Verantwortung und entsprechende Anforderungen an die eigene Rollenausübung eingebettet sind in das epistemische System der Person sowie in das gesamte Gefüge ihrer persönlichen Werthaltungen und Präferenzen (De Luccie/Davis 1991), ist zu postulieren, dass sich diese Handlungsorientierungen auch im Zuge der *Koordinierung weiterer sozialer Rollen* (Beruf, Partnerschaft) sowie der *dyadischen Abstimmung* wechselseitiger Verhaltenserwartungen beider Partner weiter verändern können. Schließlich sind auch motivationale Einflüsse zu erwarten, und zwar nicht allein im Kontext größerer Krisen, sondern schon bei der den Selbstwert stützenden Interpretation und Rechtfertigung des alltäglichen Handelns („motivated cognition“, vgl. Abelson 1986; Showers/Cantor 1985).

Subjektive Elternschaftskonzepte und faktische Rollenausübung

Die Annahme einfacher und enger Beziehungen zwischen subjektiven Elternschaftskonzepten und elterlichem Verhalten ist nicht gerechtfertigt. Die Erfahrungen der Einstellungsforschung haben gezeigt, dass häufig nur eine geringe Konsistenz von geäußelter Einstellung und beobachtetem Verhalten besteht. Auch die Forschungen zur Elternschaft bestätigen, dass globale, dekontextualisierte Überzeugungen und Einstellungen in keinem Zusammenhang zur tatsächlichen Rollenausübung stehen (Sigel 1986). Ob der Beurteiler einstellungskonform handelt, hängt generell von Situationsmerkmalen und von den aktuellen Interaktions- und Handlungszielen der Person ab (Ajzen/Fishbein 1977). In der Debatte über Kausalzusammenhänge zwischen Einstellung oder Überzeugung und Verhalten ist immer wieder hervorzuheben, dass sich beide Einflussrichtungen keineswegs ausschließen: Subjektive Überzeugungen können sowohl das Handeln leiten als auch durch diese Handlungen verstärkt werden.

Vorliegende Modelle und Befunde zur Ausübung der Elternrolle berücksichtigen unterschiedliche Einflussgrößen, darunter individuelle Merkmale der Eltern, Merkmale des Kindes, Merkmale des Familiensystems bzw. der elterlichen Partnerschaft sowie Kontextfaktoren (z.B. Belsky 1984; McHale/Huston 1984; Russell 1997). Im Folgenden prüfen wir die Bedeutung subjektiver Elternschaftskonzepte für die faktische Gestaltung der Elternrolle, gemessen an der innerdyadischen Aufteilung der Betreuung und Versorgung des Kindes. Hierzu nutzen wir die Daten einer laufenden Längsschnittstudie zum Übergang zur Elternschaft (Kalicki et al. 1999) und konzentrieren uns auf die folgenden Hypothesen:

- *H1*: Die relative Bedeutung der Mutterschaft im Vergleich zur Vaterschaft (stärkere zugeschriebene Verantwortung der Mutter) sagt eine Verteilung der kindbezogenen Aufgaben zu Lasten der Mutter voraus.
- *H2*: Traditionelle Auffassungen der Eltern hinsichtlich der Geschlechtsrollen (Verzicht und Selbstaufopferung als Erwartungen an die Mutter, Brotverdiener-Funktion des Vaters) sagen eine geringe väterliche Beteiligung voraus.
- *H3*: Hohe Ähnlichkeit der Ansprüche beider Eltern an die eigene Rollenausübung (Mutterschaftskonzept der Frau, Vaterschaftskonzept des Mannes) prädiziert eine Beteiligung beider Partner an der Betreuung und Versorgung des Kindes.
- *H4*: Die Geschlechtsspezifität bzw. Androgynität subjektiver Elternschaftskonzepte des Vaters prädiziert das väterliche Engagement in der Elternrolle und beeinflusst so die Partnerschaft: Eine ähnliche Definition von Mutterschaft und Vaterschaft durch den Mann trägt – vermittelt über die Ausübung der Vaterschaft – zur Partnerschaftszufriedenheit der Frau bei.

Erhebungsansatz

Um die *subjektiven Elternschaftskonzepte (SEK)* zu erfassen, wurden Eltern dreijähriger Kinder gefragt, inwiefern unterschiedliche Aufgaben oder Funktionen zur Verant-

wortung eines Vaters bzw. einer Mutter gehören. Hierzu wurde den Teilnehmern eine Liste mit 25 Fassetten vorgelegt, die sich vier Skalen zuordnen lassen:

1. das *Interesse am Kind* und die direkte Beschäftigung mit dem Kind (z.B. „sich Zeit nehmen für das Kind“, „mit dem Kind spielen“),
2. Aspekte eines *reflektierten Erziehungsverhaltens* (z.B. „konsequent sein“, „Geduld aufbringen“),
3. Verhaltensweisen zum *Erhalt eines positiven Familienklimas* (z.B. „die Erziehungsmaßnahmen des Partners unterstützen“) und schließlich
4. Merkmale mit Bezug zu *traditionellen Geschlechtsrollen* (z.B. „eigene Karrierepläne zugunsten des Kindes zurückstellen“, „für ein sicheres Familieneinkommen sorgen“).

Die Vorstellungen von der Mutterschaft und die Vorstellungen von der Vaterschaft wurden unabhängig voneinander erfasst, und zwar anhand derselben Itemliste. In der Instruktion an die teilnehmenden Eltern eines dreijährigen Kindes wurde das Alter des Kindes nochmals spezifiziert („Bitte denken Sie bei der Beantwortung daran, was ein etwa dreijähriges Kind braucht“). Die Itemformulierung lautete dann „Gehört dies zur Verantwortung des Vaters (bzw. der Mutter)?“ (siebenstufige Antwortskala von 0/„überhaupt nicht“ bis 6/„voll und ganz“). Anhand dieser Einzelratings wurden unterschiedliche individuelle und dyadische Indexvariablen gebildet:

- die Variable *Dominanz des Mutterschaftskonzepts* (höhere Verantwortung der Mutter im Vergleich zum Vater) erfasst die aggregierten Differenzen zwischen Mutterschaftskonzept und Vaterschaftskonzept (25 Items; Cronbach's Alpha = .74 [Männer] bzw. .64 [Frauen]),
- die Variable *Traditionelle Geschlechtsrollen-Auffassungen* fasst drei geschlechtsstereotype Fassetten der Mutterschaft („das Kind im Auge behalten, wenn beide Eltern anwesend sind“, „zugunsten des Kindes auf eigene Interessen verzichten“, „eigene Karrierepläne zugunsten des Kindes zurückstellen“ als Aufgaben der Mutter) und drei geschlechtsstereotype Fassetten der Vaterschaft („dem Kind materiellen Wohlstand bieten“, „für ein sicheres Familieneinkommen sorgen“, „die Partnerschaft oder Ehe nicht aufs Spiel setzen“ als Aufgaben des Vaters) zusammen (6 Items; Cronbach's Alpha = .87 [Männer] bzw. .70 [Frauen]),
- die Variable *Geschlechtsspezifität bzw. Androgynität der Elternschaftskonzepte* errechnet sich als korrelative Profilähnlichkeit von Mutterschafts- und Vaterschaftskonzept (vgl. Cronbach/Gleser 1953), wobei die Verteilung dieses Korrelationsmaßes durch eine *Fisher's Z-Transformation* optimiert wurde (vgl. Bortz 1985, S. 262),
- das dyadische Maß der *Ähnlichkeit der selbstbezüglichen Elternschaftskonzepte beider Partner* errechnet sich als *Fisher's Z-transformierte* Profilähnlichkeit zwischen dem Mutterschaftskonzept der Frau und dem Vaterschaftskonzept des Mannes.

Als zusätzliche Maße wurden die *Wochenarbeitszeit des Mannes*, die zugeschriebene *Rollenkompetenz des Vaters* (selbst perzipiert: 5 Items, Cronbach's Alpha = .68; Zu-

schreibung durch die Partnerin: 6 Items, Cronbach's Alpha = .76 – erfasst während der Schwangerschaft), die *PFB-Partnerschaftsqualität* (Hahlweg/Schindler/Revenstorf 1982), die *Zufriedenheit mit der Rollenausübung des Partners* (beurteilt anhand der Fassetten des Elternschaftskonzepts; Cronbach's Alpha = .86 für die Frauen bzw. .78 für die Männer) sowie die *subjektive Partnerschaftszufriedenheit* (Real-Ideal-Diskrepanzen im Partnerkonzept; Kalicki et al. 1999) erhoben.

Die *Aufteilung kindbezogener Tätigkeiten* wurde differenziert erfragt. So gaben die Eltern für eine Liste von 19 Aufgaben an (z.B. mit dem Kind spielen, das Kind fürs Bett fertig machen und zu Bett bringen, das Kind bei Krankheiten versorgen), wer dies übernimmt (Antwortmöglichkeiten: „ich selbst“, „mein Partner“, „wir beide“). Anhand dieser 19 aufgabenspezifischen Ratings wurden drei Zählvariablen gebildet, nämlich (1) die Zahl der Aufgaben, die *ausschließlich die Mutter* übernimmt; (2) die Zahl der Aufgaben, die *ausschließlich der Vater* übernimmt; (3) die Zahl der Aufgaben, an denen sich *beide Eltern* beteiligen.

Stichprobe und Durchführung

Die Stichprobe dieser Längsschnittstudie umfasste initial 175 Paare im Übergang zur Elternschaft, die zum ersten Messzeitpunkt (letztes Trimester der Schwangerschaft) zusammenlebten und zwischen Dezember 1995 und Mai 1996 ein gemeinsames Kind erwarteten. Diese Gesamtstichprobe teilte sich auf in 91 kinderlose Paare („Erstelterne“) und in 84 Paare, die bereits ein oder zwei Kinder hatten („Zweit- und Drittelterne“). Die Frauen waren bei der Ersterhebung zwischen 20 und 39 Jahre alt ($M = 29.8$, $SD = 4.0$); ihre Partner waren im Alter von 23 bis 45 ($M = 32.0$, $SD = 4.8$). Die Partnerschaften bestanden im Durchschnitt seit 7.4 Jahren ($M_{\text{Erstelterne}} = 5.9$; $M_{\text{Zweit-/Drittelterne}} = 9.1$). 92% aller Paare waren zu Beginn der Studie verheiratet. Rekrutiert wurden die Teilnehmer über die Tagespresse, über eine Elternzeitschrift sowie über die Praxen einzelner Frauenärzte. Die meisten Paare lebten im Raum München (45%) und in der Umgebung von Paderborn (28%), andere kamen aus dem gesamten Bundesgebiet (27%). Die Teilnahme war freiwillig und wurde honoriert. Die hier vorgestellten Daten stammen vom fünften Messzeitpunkt, drei Jahre nach der Geburt des Zielkindes. Bei listenweisem Ausschluss fehlender Fälle verbleiben 99 Paare mit vollständig vorliegenden Datensätzen.

Ergebnisse

Die subjektiven Elternschaftskonzepte der befragten Eltern sind in Abbildung 1 dargestellt. Betrachten wir die Einschätzungen varianzanalytisch mit dem Gruppenfaktor *Elterngruppe* (erstes Kind vs. zweites Kind) und den Messwiederholungsfaktoren *Beurteilergeschlecht* (abhängige Stichproben: Mütter vs. Väter) und *Zielgeschlecht* (Mutterschafts- vs. Vaterschaftskonzept) sowie *Verantwortungsbereich*, zeigen sich folgende Effekte:

1. Der Faktor *Elterngruppe* zeigt einen eindeutigen Haupteffekt: Die Eltern, die im Rahmen unserer Studie ihr erstes Kind bekamen, haben höhere Erwartungen an die Ausübung der Elternschaft als die Eltern mehrerer Kinder. Dies ist verständlich, da die zweite Gruppe ihre Aufmerksamkeit und Verantwortung auf mehrere Kinder verteilt und zudem aufgrund ihrer Erfahrungen in der Elternrolle realistischere Auffassungen vertritt.
2. Die inhaltlichen Fassetten der elterlichen Verantwortung erscheinen den Beurteilern unterschiedlich wichtig (die Profile verlaufen nicht senkrecht, sondern diagonal – Haupteffekt der *Verantwortungsbereiche*). Breitere Verhaltensklassen oder Begriffskategorien (sich für das Kind interessieren, sich Zeit nehmen für das Kind) sind wichtiger als speziellere (mit dem Kind tollen oder raufen, mit dem Kind etwas alleine unternehmen). Und einzelne Erziehungspraktiken werden bevorzugt (das Kind loben), andere hingegen stärker abgelehnt (Strenge zeigen).
3. Die Erwartungen an den Vater sind insgesamt höher als die entsprechenden Erwartungen an die Mutter (die grauen Profile liegen weiter rechts – Haupteffekt des *Geschlechts der Zielperson*).
4. Frauen haben generell höhere Erwartungen an Eltern als Männer (die Profile mit Kreissymbolen liegen weiter rechts – Haupteffekt des *Beurteilergeschlechts*). Die große Bedeutung der Elternschaft für die Mütter entspricht dabei den traditionellen Geschlechtsrollen, die im Übergang zur Elternschaft verstärkt hervortreten (vgl. Kalicki/Fthenakis/Peitz 1999).
5. Es zeigen sich Wechselwirkungen von Beurteilergeschlecht und dem Geschlecht der Zielperson, und zwar insbesondere bei den Erwartungen an ein *reflektiertes Erziehen* (das Kind loben: besonders niedrige Erwartungen der Männer an ihre Partnerin; dem Kind gutes Benehmen beibringen: besonders hohe Erwartungen der Mütter an ihr eigenes Verhalten) und, wie zu erwarten, bei den Aspekten der traditionellen Geschlechtsrollen. Hier zeigen sich übrigens auch die deutlichsten Haupteffekte des Zielgeschlechts (hohe Verantwortung des Vaters für die Sicherung des Einkommens und für materiellen Wohlstand, starke Erwartung des Karriereverzichts der Mutter).

Als Indikator für die Ausübung der Elternrolle nutzen wir die Aufteilung kindbezogener Aufgaben zwischen den Partnern. Die Mittelwerte der drei Zählvariablen sind in Abbildung 2 illustriert. Knapp die Hälfte der Aufgaben (im Durchschnitt 9,1 von 19) übernimmt nach Angaben der Frauen ausschließlich die Mutter; ebenso viele

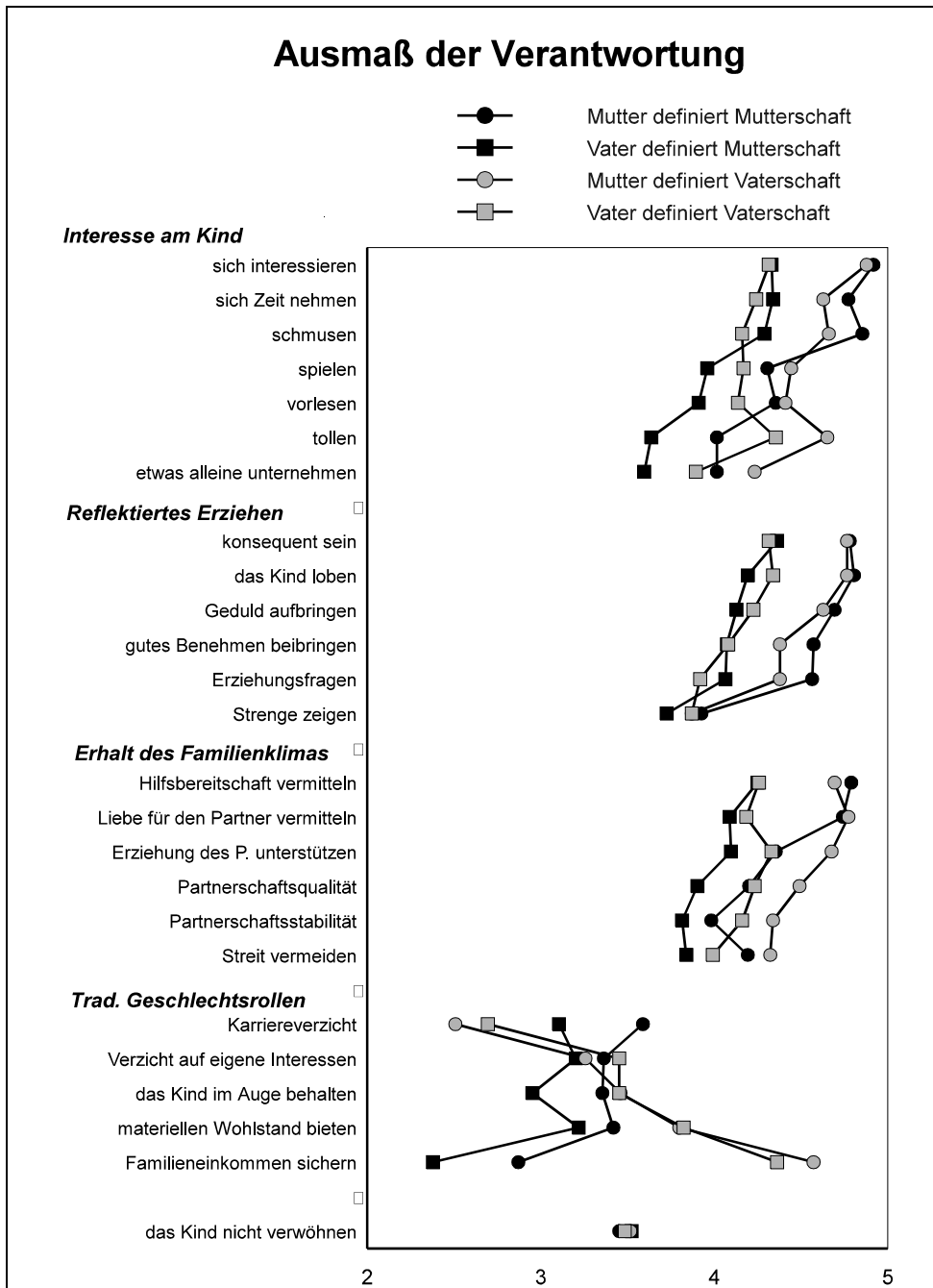


Abbildung 1: Mutterschaftskonzepte (schwarze Profile) und Vaterschaftskonzepte (graue Profile) von Frauen (Kreissymbole) und Männern (Quadrate)

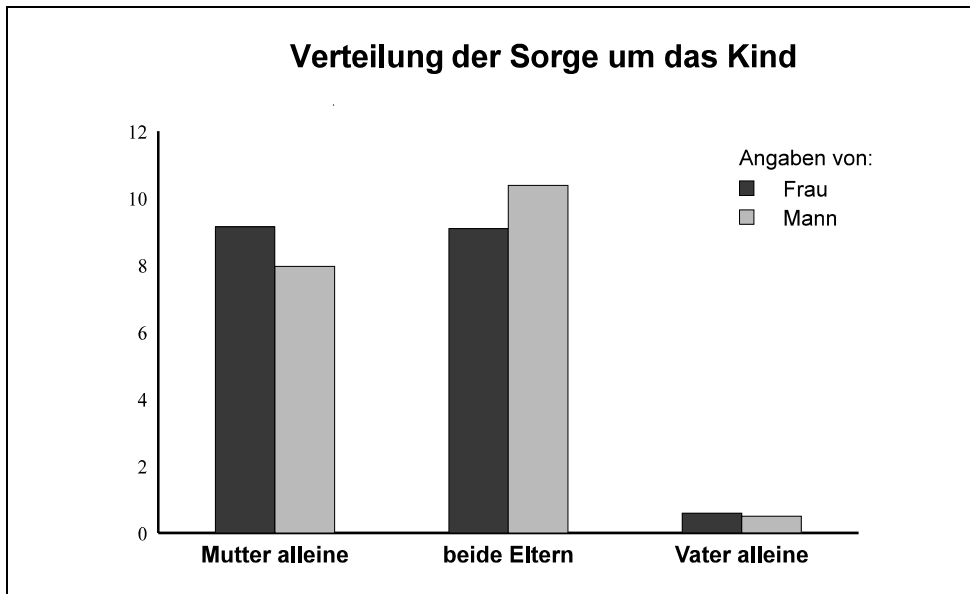


Abbildung 2: Mittlere Anzahl von Aufgaben (Betreuung und Versorgung des dreijährigen Kindes), die allein von der Mutter, von beiden Eltern gemeinsam bzw. allein von dem Vater ausgeführt werden

Aufgaben (9,1) werden von beiden Eltern erledigt; etwa eine halbe Aufgabe übernimmt ausschließlich der Vater (jeder zweite Vater übernimmt also eine der 19 Aufgaben alleine, die anderen Väter übernehmen keine dieser Aufgaben alleine).

Zur Prüfung der ersten drei Hypothesen wurden für diese drei Kriteriumsvariablen der elterlichen Partizipation jeweils eine hierarchische multiple Regressionsanalyse durchgeführt (siehe Tabelle 1). Im ersten Prädiktionsschritt wurde die Kinderzahl berücksichtigt. Tatsächlich übernehmen Väter mehrerer Kinder bei der Betreuung des dreijährigen Zielkindes mehr Aufgaben alleine. In einem nachfolgenden Regressionschritt wurden alle weiteren Prädiktorvariablen (Kontextmerkmale, subjektive Einschätzungen des Vaters zur Elternschaft, das Rollenverhalten der Partnerin sowie Partnerschaftsmerkmale) blockweise aufgenommen.

Als Kontextvariable wurde die *Wochenarbeitszeit des Mannes* berücksichtigt. Mit zunehmendem beruflichen Engagement des Mannes übernimmt die Mutter mehr Aufgaben alleine und werden weniger Aufgaben von beiden Eltern ausgeführt. Weitere Prädiktoren sind subjektive Einschätzungen zur Elternschaft aus der Sicht des Mannes und aus Sicht der Partnerin, und zwar die (selbst perzipierte bzw. von der Partnerin zugeschriebene) *Rollenkompetenz des Mannes*, die *Dominanz des Mutterschaftskonzepts* (größere Verantwortung der Mutter im Vergleich zur Verantwortung des Vaters) sowie die *Traditionellen Geschlechtsrollen-Auffassungen* (Selbstaufopferung der Mutter, Brotverdiener-Funktion des Vaters). Wie die Ergeb-

Tabelle 1: Schrittweise Regression der von der Partnerin berichteten Verteilung kindbezogener Aufgaben auf die Kinderzahl (1. Schritt) und auf weitere Größen (2. Schritt)

	Mutter alleine			Vater alleine			beide Eltern		
	<i>b</i>	ΔR^2	R^2	<i>b</i>	ΔR^2	R^2	<i>b</i>	ΔR^2	R^2
Kontrollierte Variable									
Kinderzahl	-.13	.02	.02	.23*	.05*	.05*	.05	.00	.00
Kontextmerkmale									
Wochenarbeitszeit des Mannes	.33**			-.05			-.30**		
Einschätzungen des Mannes									
selbstperzipierte Rollenkompetenz des Mannes (T1)	-.03			-.05			.06		
Dominanz des Mutterschaftskonzepts	.12			-.22*			-.06		
Traditionelle Geschlechterrollen-Auffassungen	.05			.21*			-.10		
Einschätzungen der Frau									
zugeschriebene Rollenkompetenz des Mannes (T1)	-.16			.23*			.10		
Dominanz des Mutterschaftskonzepts	-.05			.14			.02		
Traditionelle Geschlechterrollen-Auffassungen	.16			-.20+			-.10		
Partnerschaftsmerkmale									
Ähnlichkeit der Elternschaftskonzepte	-.22*			-.19+			.27*		
PFB-Partnerschaftsqualität (Angaben des Mannes)	-.16	.23**	.25**	-.01	.15+	.20*	.17+	.22**	.22**
<p><i>Anmerkungen:</i> <i>b</i> – standardisiertes Regressionsgewicht <i>beta</i>, ΔR^2 – Zuwachs an aufgeklärter Varianz im jeweiligen Prädiktionsschritt, R^2 – Varianzaufklärung im vollständigen Modell. <i>N</i> = 96 Elternpaare + <i>p</i> < .10 * <i>p</i> < .05 ** <i>p</i> < .01 (zweiseitige Tests)</p>									

nisse zeigen, ist das Zutrauen des Mannes in seine eigenen Fähigkeiten als Vater nicht bedeutsam für seine Partizipation, wohl aber die von der Partnerin zugeschriebene Rollenkompetenz. Je stärker das Zutrauen der Partnerin in die Rollenkompetenz des Mannes ist, desto mehr Aufgaben übernimmt der Vater alleine. Offenbar besitzen die Mütter eine „Gatekeeper-Funktion“. Die relative Bedeutung von Vaterschaft und Mutterschaft (Dominanz des Mutterschaftskonzepts) trägt ebenfalls zur Vorhersage der Partizipation bei. Je stärker der Mann die elterliche Verantwortung bei der Mutter sieht, desto weniger Aufgaben übernimmt er als Vater. Die erste Hypothese findet damit Bestätigung. Traditionelle Auffassungen der Frau sagen eine niedrigere Partizipation des Vaters voraus. Dies stützt die zweite Hypothese. Traditionelle Auffassungen des Mannes stehen nicht in dieser Beziehung zur väterlichen Partizipation. Männer mit traditionelleren Auffassungen praktizieren offenbar eine stärkere Separierung der Sorge um das Kind. Die zweite Hypothese wird also nur teilweise bestätigt. Schließlich ist auch *das Gefüge der Elternschaftskonzepte beider Partner* bedeutsam für die praktische Ausgestaltung der Elternrolle. Je ähnlicher die Erwartungen beider Eltern an die eigene Person sind, desto weniger Aufgaben werden separat ausgeführt und desto mehr Aufgaben übernehmen beide Eltern gemeinsam. Die dritte Hypothese gilt als vollends bestätigt. Die von dem Mann berichtete *Partnerschaftsqualität* prädiziert ebenfalls die Ausübung der Elternschaft: Je höher die Partnerschaftsqualität ist, desto mehr Aufgaben werden gemeinsam ausgeführt. Dies ist plausibel, da die Beteiligung des Vaters an der Sorge um das Kind etwa mit der Absicht geschehen kann, die Partnerin zu entlasten. Insgesamt lässt sich zwischen 20 und 25% der Kriteriumsvarianz mit Hilfe dieser Variablen aufklären.

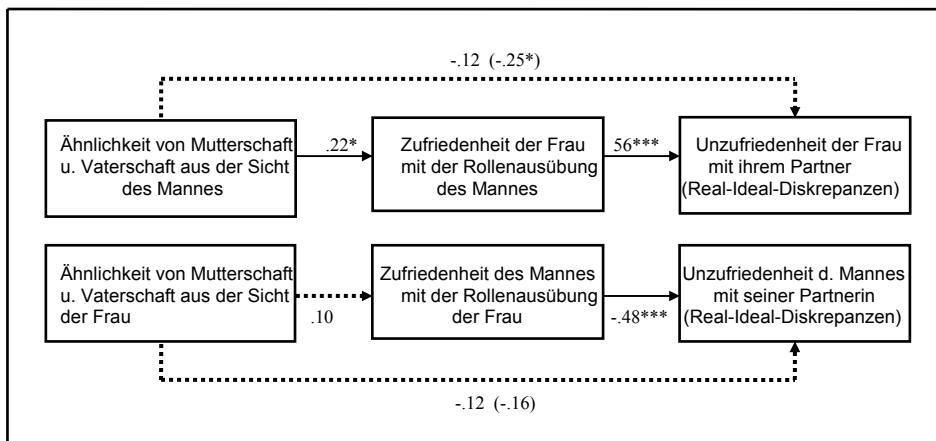


Abbildung 3: Effekt der Geschlechtsunspezifität der Elternschaftskonzepte des Mannes auf die subjektive Partnerschaftszufriedenheit der Frau, vermittelt über die Zufriedenheit der Frau mit der Rollenausübung ihres Partners ($N = 99$ Paare; Test der Mediation nach Baron/Kenny 1986, S. 1177: $z = 1.65$; $p = .05$)

Die vierte Hypothese postuliert eine Mediationsbeziehung zwischen der Geschlechtsspezifität der Elternschaftskonzepte des Mannes, der Rollenausübung durch

den Mann und der Partnerschaftszufriedenheit der Frau. Die Testung geschah in einer Pfadanalyse (Baron/Kenny 1986) und erbrachte eine volle Bestätigung. Der bivariat deutliche Zusammenhang zwischen der Geschlechtsunspezifität (Androgynität) der Elternschaftskonzepte des Mannes und der Partnerschaftszufriedenheit der Frau wird vermittelt über die Zufriedenheit der Frau mit der Rollenausübung ihres Partners. Dieses Zusammenhangsmuster ist geschlechtsspezifisch: Die Zufriedenheit des Mannes mit der Rollenausübung seiner Partnerin ist nicht abhängig von den Elternschaftskonzepten der Mutter; auch der bivariate Zusammenhang zwischen Elternschaftskonzepten der Mutter und Partnerschaftszufriedenheit des Vaters tritt nicht auf (siehe Abbildung 3).

Diskussion

Die subjektive Auslegung der Begriffe „mütterliche“ und „väterliche Verantwortung“ zeigt systematische Bezüge zur tatsächlichen Ausgestaltung der Elternrolle. Der Zusammenhang zwischen subjektiven Elternschaftskonzepten und tatsächlicher Rollenausübung muss jedoch nicht auf einstellungs- oder überzeugungskongruentes Handeln zurückgehen, er kann auch durch die Rechtfertigung des Rollenverhaltens zustande kommen. Darüber hinaus sagt auch das Gefüge der Überzeugungen und Erwartungen beider Partner die innerdyadische Aufteilung kindbezogener Aufgaben und Verantwortungsbereiche voraus. In dieser Studie konnte nachgewiesen werden, dass ähnliche Vorstellungen der Partner von ihren elterlichen Pflichten mit einer partnerschaftlichen und gemeinsamen Ausübung der Elternschaft einhergehen: Paare, die wenig Unterschiede machen zwischen den Aufgaben von Mutter und Vater, üben die Aufgaben, die bei der Betreuung und Versorgung des dreijährigen Kindes anfallen, gemeinsam aus. Diese Ergebnisse passen zu früheren Befunden von Deal, Halverson und Wampler (1989), die eine Reihe positiver Effekte hoher Übereinstimmung der Eltern in ihren Erziehungseinstellungen auf die Partnerschaftszufriedenheit, die Qualität des Erziehungsverhaltens und die Anpassung der Familienmitglieder fanden.

Angesichts der nach wie vor unausgewogenen Verteilung von beruflichen und familialen Aufgaben kommt insbesondere der Bereitschaft der Väter, in stärkerem Maße Verantwortung für das Kind zu übernehmen, besondere Bedeutung zu. Männer mit stark geschlechtsspezifischen Vorstellungen von der elterlichen Verantwortung zeigen ein Rollenengagement, das hinter den Erwartungen ihrer Partnerinnen zurückbleibt, was zu deren Unzufriedenheit führen kann.

Mit den subjektiven Elternschaftskonzepten wurde ein theoretisches Konstrukt eingeführt, das sowohl die handlungsleitenden Wissensbestände und Werthaltungen der einzelnen Akteure umfasst als auch dyadische Passungskonstellationen spezifiziert. Weitere Merkmale subjektiver Elternschaftskonzepte wie die erfahrungsabhängige *Differenziertheit* dieser Schemata, ihr *Bezug zu anderen Formen elternschaftsthematischer Kognitionen und Werturteile* (z.B. Wahrnehmungen und Attributionen des kindlichen Verhaltens), die *subjektive Sicherheit* der Überzeugungen oder die *Änderbarkeit* solcher Handlungsorientierungen blieben in diesem Text unbeleuchtet.

Gegenstand von Anschlussanalysen, die wir im Fortgang unserer Längsschnittstudie anstellen werden, sind individuelle und dyadische Anpassungsprozesse, die im Zuge

der Entwicklungsregulation und im Geflecht unterschiedlicher Partnerschaftsdynamiken auftreten. Hierbei scheint es sinnvoll, Elternschaft nicht allein mit Blick auf die innerfamiliäre Partizipation zu betrachten, sondern die vielfältigen Funktionen zu berücksichtigen, die über die direkte Eltern-Kind-Interaktion hinausreichen.

Literatur

- Abelson, R.P.: Beliefs are like possessions. *Journal for the Theory of Social Behaviour* 1986, 16, S. 223-250
- Ajzen, I./Fishbein, M.: Attitude-behavior relations: A theoretical analysis and review of empirical research. *Psychological Bulletin* 1977, 84, S. 888-918
- Baron, R.M./Kenny, D.A.: The moderator-mediator variable distinction in social psychological research: Conceptual, strategic, and statistical considerations. *Journal of Personality and Social Psychology* 1986, 51, S. 1173-1182
- Barsalou, L.W.: The instability of graded structure: Implications for the nature of concepts. In: Neisser, U. (Hrsg.): *Concepts and conceptual development: Ecological and intellectual factors*. Cambridge: Cambridge University Press 1987, S. 101-140
- Belsky, J.: The determinants of parenting: A process model. *Child Development* 1984, 55, S. 83-96
- Bornstein, M.H. (Hrsg.): *Cultural approaches to parenting*. Hillsdale: Erlbaum 1991
- Bortz, J.: *Lehrbuch der Statistik*. Berlin: Springer, 2. Aufl. 1985
- Brandstädter, J.: Normen. In: Herrmann, T./Hofstätter, P.R./Huber, H.P./Weinert, F.E. (Hrsg.): *Handbuch psychologischer Grundbegriffe*. München: Kösel 1977, S. 327-334
- Cronbach, L.J./Gleser, G.C.: Assessing similarity between profiles. *Psychological Bulletin* 1953, 50, S. 456-473
- De Luccie, M.F./Davis, A.J.: Do men's adult life concerns affect their fathering orientations? *Journal of Psychology* 1991, 125, S. 175-188
- Deal, J.E./Halverson, C.F./Wampler, K.S.: Paternal agreement on child-rearing orientations: Relations to parental, marital, family, and child characteristics. *Child Development* 1989, 60, S. 1025-1034
- Deutsch, F.N./Ruble, D.N./Fleming, A./Brooks-Gunn, J./Stangor, C.: Information seeking and marital self-definition during the transition to motherhood. *Journal of Personality and Social Psychology* 1988, 55, S. 420-431
- Eagly, A.H.: Uneven progress: Social psychology and the study of attitudes. *Journal of Personality and Social Psychology* 1992, 63, S. 693-710
- Gergen, K.J./Gloger-Tippelt, G./Berkowitz, P.: The cultural construction of the developing child. In: Semin, G.R./Gergen, R.J. (Hrsg.): *Everyday understanding: Social and scientific implications*. Beverly Hills: Sage 1990, S. 108-129
- Goodnow, J.J.: Parents' ideas about parenting and development: A review of issues and recent work. In: Lamb, M./Brown, A./Rogoff, B. (Hrsg.): *Advances in developmental psychology*, Bd. 3. Hillsdale: Erlbaum 1984, S. 193-242
- Goodnow, J.J.: Parents' ideas, children's ideas: Correspondence and divergence. In: Sigel, I.E./McGillicuddy-DeLisi, A.V./Goodnow, J.J. (Hrsg.): *Parental belief systems: The psychological consequences for children*. Hillsdale: Erlbaum, 2. Aufl. 1992, S. 293-317
- Goodnow, J.J.: Parents' knowledge and expectations. In: Bornstein, M.H. (Hrsg.): *Handbook of parenting*, Bd. 3. Mahwah: Erlbaum 1995, S. 305-332
- Goodnow, J.J./Collins, W.A.: Development according to parents: The nature, sources, and consequences of parents' ideas. Hillsdale: Erlbaum 1990
- Hahlweg, K./Schindler, L./Revenstorff, D.: *Partnerschaftsprobleme: Diagnose und Therapie*. Heidelberg: Springer 1982
- Harkness, S./Super, C. (Hrsg.): *Parents' cultural belief systems*. New York: Guilford 1996

- Hess, R./Kashigawa, K./Azuma, H./Price, G.G./Dickson, W.: Maternal expectations for early mastery of developmental tasks and cognitive and social competence of preschool children in Japan and the United States. *International Journal of Psychology* 1980, 15, S. 259-272
- Holden, G.W.: Parental attitudes toward childrearing. In: Bornstein, M.H. (Hrsg.): *Handbook of parenting*, Bd. 3. Mahwah: Erlbaum 1995, S. 359-392
- Kalicki, B.: *Lebensverläufe und Selbstbilder. Die Normalbiographie als psychologisches Regulativ*. Opladen: Leske+Budrich 1996
- Kalicki, B./Fthenakis, W.E./Peitz, G.: The emergence of traditional gender-roles at the transition to parenthood. Beitrag zum SRCD Biennial Meeting in Albuquerque/NM, 15.-18.04.1999
- Kalicki, B./Peitz, G./Fthenakis, W.E./Engfer, A.: Passungskonstellationen und Anpassungsprozesse beim Übergang zur Elternschaft. In: Reichle, B./Werneck, H. (Hrsg.): *Übergang zur Elternschaft*. Stuttgart: Enke 1999, S. 129-146
- Kemmler, C./Heckhausen, H.: Mütteransichten über Erziehungsfragen. *Psychologische Rundschau* 1959, 10, S. 83-93
- Kohn, M.L.: The effects of social class on parental values and practices. In: Reiss, D./Hoffman, H. (Hrsg.): *The American family: Dying or developing?* New York: Plenum 1979, S. 45-68
- Lambert, W.: The fate of old-country values in a new land: A cross-national study of child rearing. *Canadian Psychology* 1987, 28, S. 9-20
- LeVine, R.A./Miller, P.M./West, M.M. (Hrsg.): *Parental behavior in diverse societies. New directions for child development*, Bd. 40. San Francisco: Jossey-Bass 1988
- McGillicuddy-De Lisi, A.V./Sigel, I.E.: Parental beliefs. In: Bornstein, M.H. (Hrsg.): *Handbook of parenting*, Bd. 3. Mahwah: Erlbaum 1995, S. 333-358
- McHale, S.M./Huston, T.L.: Men and women as parents: Sex role orientations, employment, and paternal roles. *Child Development* 1984, 55, S. 1349-1361
- Miller, D.T./Turnbull, W.: The counterfactual fallacy: Confusing what might have been with what ought to have been. In: Montada, L./Filipp, S.-H./Lerner, M. (Hrsg.): *Life crises and experiences of loss in adulthood*. Hillsdale: Erlbaum 1992, S. 179-193
- Ruble, D.N.: A phase model of transitions: Cognitive and motivational consequences. In: Zanna, M. (Hrsg.): *Advances in experimental social psychology*, Bd. 26. New York: Academic Press 1994, S. 163-214
- Russell, A.: Individual and family factors contributing to mothers' and fathers' positive parenting. *International Journal of Behavioral Development* 1997, 21, S. 111-132
- Sameroff, A.J./Feil, L.A.: Parental concepts of development. In: Sigel, I.E. (Hrsg.): *Parental belief systems: The psychological consequences for children*. Hillsdale: Erlbaum 1985, S. 83-105
- Showers, G.C./Cantor, V.: Social cognition: A look at motivated strategies. *Annual Review of Psychology* 1985, 36, S. 275-305
- Sigel, I.E.: Reflections on the belief-behavior connection: Lessons learned from a research program on parental belief systems and teaching strategies. In: Ashmore, R.D./Brodzinsky, D.M. (Hrsg.): *Thinking about the family: Views of parents and children*. Hillsdale: Erlbaum 1986, S. 35-65
- Van Ijzendoorn, M.H.: Intergenerational transmission of parenting: A review of studies in nonclinical populations. *Developmental Review* 1992, 12, S. 76-99
- Weber, R./Crocker, J.: Cognitive processes in the revision of stereotypic beliefs. *Journal of Personality and Social Psychology* 1983, 45, S. 961-977

Die Entstehung der generativen Kindererziehung: Intimität und ihre Implikationen für Generativität

Das Interesse an der Förderung einer guten, kompetenten Familienerziehung ist nicht neu. Von den Schriften Platos und Aristoteles bis hin zur gegenwärtigen Unmenge von Erziehungsratgebern haben Gesellschaften und Individuen immer wieder versucht, die Familienerziehung zu verbessern – sei es, um die politische Macht zu stärken, aus religiösen und moralischen Gründen, zur persönlichen Erfüllung oder wegen des Familienwohls. Glücklicherweise führen empirische Forschungsarbeiten, die aus vielfältigen theoretischen Perspektiven erfolgen, zu einer fortwährenden Zunahme unseres Wissens über die Ursprünge eines guten väterlichen oder mütterlichen Verhaltens – was als „eines der faszinierendsten Puzzles gegenwärtiger Familienstudien“ bezeichnet wurde (Snarey 1993, S. 276).

Dieses Kapitel geht von der Position aus, dass gute Kindererziehung aus einem Entwicklungsprozess resultiert, wobei die Familienerziehung im Rahmen von Erik Eriksons Theorie der psychosozialen Entwicklung untersucht wird (Erikson 1950; J. Erikson 1988). Eriksons Theorie bezieht sich auf die Persönlichkeitsentwicklung (MacDermid/Franz/De Reus 1998). Anstatt Fertigkeiten zu diskutieren, die gute Eltern besitzen, werden wir somit interpersonale Prozesse behandeln, die die Entstehung von Eigenschaften fördern, die gute Eltern auszeichnen. Die meisten entwicklungspsychologischen Theorien befassen sich mit Wachstum und Veränderung innerhalb des Lebenszyklus und stellen die Bedeutung vorausgegangener Erfahrungen heraus, die sowohl das gegenwärtige Verhalten als auch nachfolgende Entwicklungen beeinflussen (Wallen 1993). Auf vergleichbare Weise betont eine an Erikson orientierte Perspektive die Wichtigkeit vergangener Erfahrungen und konzeptualisiert Kindererziehung als erlerntes Verhalten, das auf bereits abgeschlossenen psychosozialen Entwicklungsstufen aufbaut. Wir verwenden den Begriff „generative“ Kindererziehung, da dies einen sich über einen Zeitraum erstreckenden Entwicklungsprozess impliziert. Wir untersuchen Belege, denen entnommen werden kann, dass generative Kindererziehung in der Tat ein Prozess des Lernens und der Veränderung ist, der einen Teil des Lebenslaufs in Anspruch nimmt.

* Aus dem Amerikanischen übersetzt von Martin R. Textor.

Für viele ist der nächstliegende Einfluss auf die Entwicklung von Generativität die intime Beziehung, die der Elternschaft vorausgeht und neben ihr besteht. Wir widmen besondere Aufmerksamkeit Prozessen innerhalb der Ehe, die der generativen Kindererziehung entwicklungsmäßig vorangehen. So sind wir der Meinung, dass eine liebevolle intensive Beziehung zwischen Mutter und Vater einen Kontext schafft, in dem Eigenschaften, die Generativität fördern, voraussichtlich gelernt und praktiziert werden sowie in der Vorbereitung auf eine fürsorgliche, verantwortungsvolle Elternschaft ausprobiert werden mögen (Cummings/O'Reilly 1997; Erel/ Burman 1995; Harris/Furstenberg/Marmer 1998; Maccoby 1995). So beruht die Entwicklung eines guten Erziehungsverhaltens größtenteils auf der Grundlage interpersonaler Lernerfahrungen aus allen psychosozialen Phasen vor der Elternschaft, aber vor allem aus der Stufe des frühen Erwachsenenalters von Intimität versus Isolation. Obgleich die Verbindung zwischen der Entwicklung von Intimität und guter Kindererziehung noch nicht viel untersucht wurde, lässt Eriksons Theorie der psychosozialen Entwicklung diesen Zusammenhang klar und logisch erscheinen sowie vermuten, dass die Entwicklung von Generativität ohne eine zuvor entstandene Grundlage der Intimität gefährdet ist. Das bedeutet, dass ein Elternteil ohne vorausgegangene Beziehungserfahrungen, die die Entwicklung und den Erhalt von Intimität in der Paarbeziehung erleichtert haben, sich wahrscheinlich mehr bei der Erziehung seines bzw. ihres Kindes schwer tun wird. Aber auch Belege werden untersucht werden, die das Umgekehrte vermuten lassen – dass generative Kindererziehung tendenziell Intimität fördert.

Unsere Abhandlung über die stufenweise Entwicklung generativen Erziehungsverhaltens beschreibt nicht einen universellen Weg, der auf jeden zutrifft, da natürlich die Entwicklungsverläufe von Menschen viel zu unterschiedlich sind. Jedoch wird in der gegenwärtigen Diskussion versucht, wichtige, von vielen Personen geteilte Elemente der Entwicklung Erwachsener zu beleuchten, die – wenn auch nicht universell – einen typischen und vielleicht sogar idealen Entwicklungsverlauf für viele begründen. Die Forschung zeigt, dass väterliches Verhalten besonders empfindlich auf den Kontext intimer Beziehungen reagiert (Erel/Burman 1995; McBride/ Rane 1998). So dürfte der Zusammenhang zwischen Intimität und Generativität vor allem für Männer wichtig sein. Aus diesen und anderen Gründen, die wir auf den folgenden Seiten darlegen werden, konzentrieren wir uns vorrangig auf väterliches Verhalten.

Reife Wechselseitigkeit: eine Diskussion über Intimität und Ehe

Die Vorstellung von einer qualitativ hochwertigen Ehe als optimalen Kontext für die Förderung der generativen Kindererziehung und insbesondere des väterlichen Engagements verneint keinesfalls, dass es fürsorgliche und pflichtbewusste Kindererziehung außerhalb einer Ehe gibt. Doherty und seine Kollegen machen jedoch geltend: „Wir glauben, dass die Forschung [in Nordamerika] deutlich zeigt, dass es bei den meisten Männern substanzielle Barrieren für ein väterliches Verhalten außerhalb einer liebevollen, verantwortungsbewussten, kooperativen Ehe gibt“ (Doherty/Kouneski/Erickson 1998, S. 290). Aspekte der Beziehungsstruktur müssen in dem Maße berücksichtigt werden, in dem sie auf den Prozess einwirken (Doherty 1997). Eine Ehe von hoher Qualität bietet normalerweise der Beziehungsstruktur einen gewis-

sen Grad an Stabilität, die es Eheprozessen ermöglicht, über längere Zeiträume hinweg abzulaufen. Es ist klar, dass intime Beziehungsstrukturen und die daraus resultierenden Prozesse außerhalb der Ehe existieren. Jedoch mögen andere Beziehungsstrukturen und die entsprechenden Prozesse nicht so effektiv im Erzeugen generativer Charakteristika sein. Beispielsweise erfordert die Entwicklung von Verantwortungsbewusstsein Zeit und ein gewisses Maß an Dauerhaftigkeit. Ebenso verlangt reife Intimität Zeit für ihre emotionale Komponente der Verpflichtung sowie die Bereitschaft, für einander zu sorgen, als verhaltensmäßige Komponente (Noller 1996). Ehen von hoher Qualität enthalten von Natur aus die Komponenten Zeit, Dauerhaftigkeit und wenigstens etwas Konsistenz der wechselseitigen Sorge.

Obgleich Intimität und Ehe keine Synonyme sind, wird reife Intimität in Nordamerika normalerweise durch die Eheschließung formell bekräftigt. Erikson (1950) definiert Intimität als reife Wechselseitigkeit, die über Sexualität hinausgeht (diese jedoch einschließt). Er betrachtete das Erreichen von Intimität als Erfüllung des natürlichen Fortpflanzungstriebes. Auf diese Weise verknüpft Eriksons Theorie Intimität und Elternschaft; neuere wissenschaftliche Arbeiten bestätigen diesen Zusammenhang. So schreiben beispielsweise Joan Erikson (1988) und Nock (1998), dass nahezu alle Gesellschaften irgendeine Form von Ehe kreiert haben, um lang andauernde, intime Beziehungen anzuerkennen. Darüber hinaus ist in Nordamerika die Institution der Ehe die Grundlage, auf der Familien gebildet (Hetherington/Parke 1993; Whyte 1990) sowie Kinder beschützt und aufgezogen werden (Doherty/ Kouneski/Erickson 1998). Trotz des Bedeutungsverlusts von Konventionen bezüglich der Eheschließung verabreden sich die meisten nordamerikanischen Paare noch und leben sogar zusammen mit der Intention zu heiraten (Whyte 1990). Außerdem stellt Nock (1998) fest, dass „wenige Aspekte des Lebens in Amerika so konstant sind wie die Beziehung zwischen Ehe und Elternschaft. Mit sehr wenigen Ausnahmen werden verheiratete Frauen und Männer Mütter und Väter“ (S. 34). Nock argumentiert, dass die männliche Identität in der Mittelschicht der nordamerikanischen Gesellschaft in der Tat weitgehend durch Ehe und Vaterschaft definiert ist – dies ist der Weg, auf dem Männer ihre Maskulinität unter Beweis stellen.

Trotz dieser gesellschaftlichen Normen ist die Ehe bei Minderheiten, insbesondere bei schwarzen Amerikanern mit niedrigem Einkommen, disproportional seltener (East 1998). Dies ist zum Teil auf die ökonomische Natur der Ehe zurückzuführen, da die Sozialgesetze Verheiratete schlechter stellen. Angesichts dieser Barrieren für eine Ehe betont eine kürzlich erschienene Publikation des Morehouse Research Institute und des Institute for American Values (1999) die Bedeutung der Ehe für die Unterstützung der Kindererziehung und insbesondere für das Engagement des Vaters. Sie fordert Wirtschaftsreformen, um Männern zu helfen, sich mehr mit ihren Kindern zu beschäftigen und sie materiell zu unterhalten: „Ein Hauptziel der Vaterschaftsbewegung in der Gemeinschaft schwarzer Amerikaner muss sein, die Beziehungen zwischen Müttern und Vätern zu stärken, damit sie – wo immer möglich – zu starken, gesunden Ehen führen. ... Die Vaterschaftsbewegung muss *sowohl* die Ehe *als auch* die Heiratsfähigkeit fördern“ (a.a.O., S. 15).

Die Ehe ist somit mehr als nur eine Form der intimen Verbindung eines Paares. Ehe impliziert gewisse gesellschaftliche Rollen und trägt dazu bei, die Persönlichkeiten beider Ehepartner zu prägen (Clausen 1995). Die positiven Auswirkungen der E-

hestruktur auf die Eltern-Kind-Beziehungen mögen – zumindest teilweise – durch die Prozesse bedingt sein, die von der Ehestruktur zugelassen werden. Somit behaupten wir, dass die Ehe Beziehungsprozesse in die Wege leiten kann, die eine generative Kindererziehung fördern.

Generative Kindererziehung und Intimität als psychosoziale Phasen

Die Generativität ist die siebte von Eriksons acht Stufen der psychosozialen Entwicklung (Erikson 1950). Am häufigsten als Sorge für die nächste Generation definiert, ist Generativität die bedeutendste psychosoziale Entwicklungsstufe sowohl für Männer als auch Frauen im Erwachsenenalter (Christiansen/Palkovitz 1998; Palkovitz 1996; Snarey 1997). Erikson (1950) theorisiert, dass die psychosoziale Entwicklung von einer Phase zur nächsten voranschreitet und dass die derzeitige Entwicklungsstufe entweder auf den vorangegangenen aufbaut oder die unbewältigten Krisen in die neuen Anforderungen der nächsten Stufe hineinträgt. So entsteht theoretisch die generative Elternschaft auf der Grundlage, die durch die Bewältigung früherer Entwicklungsphasen geschaffen wurde, wobei am nächstliegenden die Charakteristika oder Tugenden der Stufe der Intimität sind. Diese beiden Phasen stehen in einem engen Zusammenhang miteinander, und dementsprechend umfasst eine Untersuchung der Entwicklung von Generativität natürlich auch die Intimität.

Generativität wird als die längste und wichtigste Entwicklungsstufe von Erwachsenen betrachtet (J. Erikson 1988). Obgleich sie sich in Aktivitäten wie Mentorenschaft oder Philanthropie äußern kann, ist Elternschaft bei weitem die häufigste Art, wie Erwachsene für die nächste Generation sorgen (Erikson 1964; Snarey 1993; Stewart/Vandewater 1998). Dementsprechend ist die entwicklungsgemäße Bereitschaft und Fähigkeit, Kinder aufzuziehen, für Eltern von großer Bedeutung für ihr psychosoziales Wohlbefinden und auch für das Wohlbefinden ihrer Kinder.

Erikson sieht in der Liebe den entscheidenden Punkt, an dem ein Individuum vorrangig zum Geber wird, anstatt primär ein Empfänger zu sein (Wakefield 1998): „Liebe in dem evolutionären und generationalen Sinn ist meines Erachtens die Umwandlung der während der ganzen Kindheit empfangenen Liebe in die Fürsorge, die anderen während des Erwachsenenalters gewidmet wird“ (Erikson 1964, S. 127f.). Daher meinen wir, dass die Stufe der Intimität eine wichtige entwicklungsmäßige Vorläuferin der Generativität ist und dass beide Phasen zusammen eine Art von Meta-Phase bilden, in der man vorrangig zum Sorgenden wird (Wakefield 1998) – eine Aufgabe, die sowohl herausfordernd als auch belohnend ist (Hawkins et al. 1993). Der Verknüpfungspunkt ist die Ich-Ausdehnung – ein Prozess, bei dem eine andere Person, für die man tief empfindet, ein zentraler Bestandteil des Selbst wird. Wenn sich dieser Prozess fortsetzt, führt er oft zur biogenetischen oder generativen Manifestation dieser Intimität, nämlich zu einem Kind, und mag die Ich-Stärke vergrößern. Letzteres ermöglicht dem Elternteil, die schwere Last der Kindererziehung zu tragen.

Eine Warnung hinsichtlich der Kultur

Die individualistische oder kollektive Orientierung der soziokulturellen Gruppe, in der sich die Entwicklung einer Person vollzieht, hat eine bedeutende Wirkung auf Entwicklungsprozesse (Kagitcibasi 1996). Die westliche Gesellschaft im Allgemeinen, und die amerikanische Gesellschaft im Besonderen, hat immer mehr Wert auf die Leistungen und Rechte des Individuums gelegt (Bellah 1985). Obgleich ein solcher Fokus die Vorbereitung einer Person auf Generativität verbessern kann (z.B. durch höhere Bildung oder die psychische Gesundheit, die ein Elternteil in die Eltern-Kind-Beziehung einbringt), haben einige Wissenschaftler geltend gemacht, dass der Individualismus so weit überbetont wurde, dass nun die Generativität gefährdet ist (z.B. Bahr/Bahr 1996; Bellah 1990; Dreyfus 1981). Sie argumentieren in der Regel, dass unsere zunehmend vom Markt bestimmten Gesellschaften oft die individuelle Freiheit und Selbstbezogenheit höher werten als die Fürsorge für andere. Benedict (1938) hat einleuchtend aufgezeigt, dass jede beliebige Kultur in unterschiedlichem Maße auf die Rollen und Aufgaben von Erwachsenen vorbereitet und dass ein Mangel an Vorbereitung und Übung oft zu schwierigen Übergängen und eingeschränkter Fähigkeit führt, Erwachsenenrollen zu erfüllen. In dem Ausmaß, zu dem die Kultur des Individualismus die Vorbereitung auf Generativität verringert (z.B. durch weniger Erfahrungen, die verantwortungsbewusste Fürsorge für andere lehren), werden Beziehungen, die Erfahrungen vermitteln, welche die Fähigkeit zu pflegen und zu sorgen lehren, immer wichtiger für die Erziehungsaufgabe von Erwachsenen. Wir sind der Meinung, dass die psychosoziale Phase der Intimität sowohl Männer als auch Frauen ermutigt, die Einflüsse einer oft nicht generativen, nicht fürsorglichen Kultur zu überwinden (Dienhart/Daly 1997). Dies geschieht dadurch, dass ein bedeutsamer beziehungsmaßiger Kontext geschaffen wird, in dem generative Eigenschaften gelernt und später auf die Generativität angewandt werden können. Dieses Argument mag besonders für Kulturen von Bedeutung sein, die den Individualismus betonen.

Die Entwicklung der generativen Kindererziehung ist komplex, da Generativität weitgehend von dem erfolgreichen Abschluss vorausgegangener Entwicklungsphasen abhängig ist. In dem Ausmaß, zu dem Eriksons Theorie der stufenweisen Entwicklung zutreffend ist, lässt sich generative Familienerziehung nur verstehen, wenn die Prozesse untersucht werden, die mit der Bewältigung früherer Phasen zu tun haben. Auch muss man wissen, was in die nächste Entwicklungsstufe mit hineingenommen wurde. Wir behandeln zuerst den Prozess der stufenweisen Entwicklung und zeigen, dass Lernen eine wichtige Rolle in der Entwicklung von Erwachsenen spielt. Dann betrachten wir speziell die Phase der Intimität und prüfen Belege dafür, dass eine reife, liebevolle und enge Beziehung einen optimalen Kontext für die Entwicklung der Eigenschaften Liebe, Fürsorge und Verantwortungsbewusstsein bietet, die dann eine Grundlage für Eltern-Kind-Beziehungen bilden.

Soziales Lernen in Beziehungen

Laut der Forschung über die Entwicklung von Beziehungen kann man davon ausgehen, dass die Bewältigung einer jeden psychosozialen Entwicklungsstufe einen längerfristigen Prozess des Erlernens von Beziehungskompetenz beinhaltet. Erikson (1974) spielt folgendermaßen auf das Lernen während der Entwicklung Erwachsener an: „In der Jugend findest du heraus ... wer du sein willst. Im frühen Erwachsenenalter lernst du, mit wem du gerne zusammensein willst – bei der Arbeit und im Privatleben, nicht nur Intimitäten austauschend, sondern Intimität teilend. Im Erwachsenenalter lernst du jedoch zu erkennen, für was und für wen du sorgen kannst“ (S. 124).

Ein angemessenes Verhalten in irgendeiner Beziehung setzt die kompetente Verwendung von über einen Zeitraum angesammeltem Wissen voraus (Duck 1993), und es ist der Kontext enger Beziehungen zu Familienmitgliedern und Freunden, in dem wir über menschliche Beziehungen lernen (Fletcher/Fitness 1993). Andersen (1993) führt Belege an, nach denen Beziehungen eine Kombination von interpersonellen Interaktionen und der kognitiven Aktivität der Interagierenden sind. Durch diesen Prozess der Interaktion und die ihn begleitenden Kognitionen entwickeln Individuen Schemata, die auf früherer Erfahrung basierende Wissensstrukturen sind. Schemata geben späteren Beziehungen Bedeutung und lassen kompetentes Verhalten zu. Beziehungsschemata haben eine enorme Wirkung auf Beziehungen, da diese besondere Art von Schemata das Wissen über verschiedene Formen von Beziehungen prägt. Auf solche Weise tragen vorausgegangene Erfahrungen dazu bei, den Prototyp (d.h. die eigene subjektive Vorstellung) von dem zu definieren, was es bedeutet, eine Mutter oder ein Vater zu sein. Diese Art von Wissen ähnelt dem Konzept der „working models“ in der Bindungstheorie, jedoch dienen Beziehungsschemata ausdrücklich dazu, Beziehungskategorien zu definieren.

Honeycutt (1993) zeigt auf ähnliche Weise, dass sich Beziehungen entsprechend der „Erinnerungsstruktur“ fortentwickeln. Erfahrungen werden gefiltert und verstanden anhand von „Erwartungen“, die ihrerseits das Produkt früherer Erfahrungen sind. Die gerade beschriebenen Lernprozesse führen letztendlich zurück bis zum Beginn des Lebens einer Person; es wurde aufgezeigt, dass sie im frühen Säuglingsalter beginnen (Rubin/Bukowski/Parker 1998). So dürfte es vernünftig sein anzunehmen, dass generative Kindererziehung ein Lernprozess mit Wurzeln in engen Beziehungen ist und dass diese Beziehungen bedeutsame Lernerfahrungen ermöglichen, aus denen heraus sich Generativität entwickelt. Außerdem lernen Individuen durch ihre Erfahrungen mit anderen, Verhaltensweisen zu verstehen und richtig zu interpretieren, wobei sie auch mit neuen und unbekanntem Arten des Seins und Verhaltens in Beziehungen konfrontiert werden (Miller 1993). Beispielsweise lassen einige Forschungsarbeiten vermuten, dass Konflikt in dem Maße zu persönlicher Weiterentwicklung führt, in dem er zwischenmenschliche Zwänge klärt sowie zu neuem Verständnis und beide Seiten zufrieden stellenden Lösungen führt (z.B. Cummings/Davies 1994; Miller 1993).

Obgleich sich einige Wissenschaftler (z.B. Canary/Emmers-Sommer 1997; Thorne 1997) bemühen, geschlechtsspezifische Unterschiede nicht überzubetonen, gibt es Hinweise dafür, dass Männer im Vergleich zu Frauen benachteiligt sind, was das Erlernen elterlicher Generativität betrifft. Die Sorge für die nächste Generation setzt Interesse und Verantwortung für andere voraus (McAdams/Hart/Maruna 1998), und während einige Aspekte westlicher Gesellschaften sowohl für Männer als auch für Frauen die Gelegenheiten zum Erlernen fürsorglicher Eigenschaften reduzieren (Dienhart/Daly 1997), werden Männer sogar noch weniger ermutigt zu lernen, für andere zu sorgen. In der derzeitigen amerikanischen Gesellschaft sammeln Mädchen z.B. mehr Erfahrung mit unterstützenden Interaktionen (Denton/Zarbatany 1996) und weisen mehr fürsorgliche Wertorientierungen auf, die sich auf Menschen und Beziehungen richten (Badger/Craft/Jensen 1998). Im Gegensatz dazu werden Jungen nicht zu guten Zuhörern erzogen und lernen nicht, es anderen leichter zu machen, sich selbst zu öffnen. Stattdessen werden sie oft dazu sozialisiert, Unabhängigkeit und Reserviertheit wertzuschätzen sowie Konflikte durch Macht – die Verwendung von Körperkraft, Überredungskunst oder dem höheren Status – zu lösen anstatt durch Verhandlungen (Levant 1992; Maccoby 1995). Frauen werden hingegen im Vergleich zu Männern viel häufiger als Förderer von Beziehungen gesehen (Maccoby 1990; Van Yperen/Buunk 1990; Whyte 1990). Außerdem stellt Gottman (1994) fest, dass Männer dazu tendieren, stärkere physiologische Reaktionen auf bestimmte Gefühle zu haben als Frauen. Dies mag für manche Männer bedeuten, dass das Erleben von Emotionen unangenehm oder riskant ist. Eine Studie lässt vermuten, dass Mädchen die Kindheit mit komplexeren Objektbeziehungen als Jungen verlassen – was impliziert, dass ihre sozialen Fähigkeiten größer sind (Chodorow 1978). Da die Grenzen der Beziehungen von Mädchen nach außen hin durchlässiger werden, sind sie zu sozialem Lernen vermutlich fähiger als Jungen. In dem Ausmaße, in dem das soziale Lernen eines Mannes Unabhängigkeit und Individualismus anstatt von Zugehörigkeit betont, sind Beziehungserfahrungen nötig, die zu einer interpersonellen Orientierung und zu Beziehungsfertigkeiten führen, die für eine erfolgreiche Kindererziehung gebraucht werden.

Niedrigere Grade von Intimität in einem Partner können den Grad der Intimität in der Paarbeziehung verringern, was wiederum die Eltern-Kind-Beziehungen beeinflusst. Beispielsweise vermutet Steil (1997), dass wegen der wechselseitigen Natur der Intimität derjenige Partner, der mehr Distanz und weniger Interaktion bevorzugt, die Menge an Intimität bestimmen wird, die ein Ehepaar erreichen kann. Steil betont, dass es in der Regel die Ehemänner sind, die als „Torhüter“ der Intimität fungieren, da sie emotional distanzierter und unabhängiger sind. Sie meint, dass es der Kommunikationsstil der Ehemänner (nicht der Ehefrauen), die Beziehungsgespräche der Ehemänner (nicht der Ehefrauen) und die Reife der Intimität bei Ehemännern (nicht Ehefrauen) sind, die zwischen Ehepaaren mit niedriger versus hoher Eheanpassung diskriminieren. Darüber hinaus haben Männer, die sich kognitiv und beziehungsmaßig besser auf ihre Ehefrauen einstellen können und die offener für deren Einfluss sind, befriedigendere Ehen, sind erfolgreicher in der Transition zur Elternschaft und haben engere, befriedigendere Eltern-Kind-Beziehungen (Gottman 1996; Gottman/Silver 1999). In dem Ausmaß, zu dem Männer mit relativ weniger ausgebildeten Fähigkeiten der Interde-

pendenz, Kontaktaufnahme und Kommunikation in Beziehungen eintreten, werden sie von Interaktionen profitieren, die Defizite in ihrem Beziehungswissen abbauen. So ist eine reife, liebevolle Beziehung noch wichtiger für die soziale Entwicklung von Männern im Allgemeinen und für die Entwicklung von Generativität im Besonderen.

Eine der wichtigsten Möglichkeiten, die durch die Entwicklung einer reifen, liebevollen Beziehung eröffnet wird, ist die Schaffung eines dauerhaften Kontextes, in dem für Generativität notwendige Eigenschaften gelernt und eingeübt werden können. Neben genauen Beobachtungen und Interpretationen der Hinweisreize des anderen verlangt eine reife intime Beziehung auch die Sorge und langfristige Verpflichtung für eine bestimmte Person (Jordan/Stanley/Markman 1999). Insbesondere Sorge und Verpflichtung stehen ebenfalls im Mittelpunkt einer verantwortlichen, generativen Kindererziehung (Doherty/Erickson/Kouneski 1998; McAdams/Hart/Maruna 1998). Vergleichbar mit der Phase der Intimität umfasst generative Erziehung die Entwicklung eines nach außen gerichteten Fokus und von Interdependenz sowie später die Anwendung dieser Fertigkeiten und Eigenschaften bei bestimmten Personen. Eine Studie lässt vermuten, dass Kindererziehung Generativität in Männern fördert, aber weniger in Frauen: Väter erreichten signifikant höhere Werte laut einem Messinstrument für Generativität als Männer, die niemals Väter waren, während Werte für Generativität bei Frauen nicht in einem direkten Zusammenhang mit Mutterschaft standen (McAdams/de St. Aubin 1992).

Anzumerken ist, dass die Ehe auch Anerkennung für traditionell maskuline Formen des Zeigens von Liebe bieten mag. Cancian (1987) argumentiert, dass ab Mitte des 18. Jahrhunderts Liebe feminisiert wurde und dass Liebe in einer modernen Gesellschaft nun weitgehend verbale Selbstöffnung und Kommunikation von Emotionen meint. Typisch männliche Weisen, Fürsorge zu zeigen – wie geteilte Aktivitäten, Gewährung von Schutz oder praktische Hilfe –, verloren an Bedeutung und werden oft nicht als wahren Ausdruck von Liebe betrachtet (a.a.O.). Die Ehe mag einen für beide Seiten vorteilhaften Austausch von Verhaltensstilen ermöglichen, wodurch Männer und Frauen leichter unterschiedliche Formen des Ausdrucks von Liebe wertschätzen und sich ihnen anpassen können.

Die Entwicklung von Interdependenz durch Intimität und Generativität

Die Beschreibung von Intimität als „reife Wechselseitigkeit“ (Erikson 1950) impliziert eine komplexe Ordnung von Reziprozitäten zwischen Partnern. Die Entwicklung von Intimität zwingt das Individuum, den verständlichen Fokus auf sein Selbst hinter sich zu lassen, und fordert wechselseitiges Geben, Nehmen und Verantworten (J. Erikson 1988; Snarey 1993). Anders als bei irgendeiner vorausgegangenen psychosozialen Phase hängen sowohl Intimität als auch Generativität von der Verbindung mit einer anderen Person ab, die bereit und fähig ist, die Aufgabe der Sorge zu teilen (Erikson 1964). Intimität wird mit einer bestimmten Person entwickelt und ist auf sie gerichtet (Noller 1996). Sie ist die erste Stufe in der psychosozialen Entwicklung, die explizit die Integration eines anderen in das eigene Ich erfordert. Um Intimität – und später Generativität – zu erreichen, muss sich das Ich von einem undifferenzierten Zustand, in dem es größtenteils auf sich selbst fokussiert ist, ausweiten zu einem differenzierten

Zustand, in dem es sich anderer Personen bewusst ist und für sie sorgt, bis es genügend Beziehungswissen gibt, um reife Wechselseitigkeit zu erreichen. Man muss beginnen, für andere zu sorgen, und darf nicht länger hauptsächlich ein Empfänger von Fürsorge bleiben. Ein Versagen bei der Fortentwicklung von dem Fokus auf sich selbst zu einem interdependenten Zustand führt zu Isolation und später zu Stagnation.

Erikson (1950) beschreibt die Antipode der Intimität als Isolation bzw. Beschäftigung mit sich selbst. Auf ähnliche Weise wird Stagnation, die Antipode zur Generativität, als Ergebnis einer Konzentration auf das Selbst und die eigenen Bedürfnisse gesehen: „Wenn Menschen bei der Entwicklung von Generativität versagen, regredieren sie zu einem zwanghaften Bedürfnis nach Pseudo-Intimität, einem durchdringenden Gefühl der Stagnation und zu persönlicher Verarmung“ (Erikson 1963, S. 267). Deshalb ist die Fähigkeit, sich für das Wohl und die Bedürfnisse anderer zu interessieren, von zentraler Bedeutung sowohl für Intimität als auch Generativität. In einer Untersuchung über die Auswirkungen der Ehe auf das Wohlbefinden von Erwachsenen fanden Gove, Style und Hughes (1990) heraus, dass Ehepaare, die ihre Bemühungen auf das Erreichen individuellen Glücks konzentrieren, das Gegenteil des Gewünschten erreichen und in der Regel unglücklich werden. Glückliche Paare tendieren hingegen dazu, auf die Bedürfnisse des anderen zu fokussieren; dies scheint das Wohlbefinden zu fördern. Bei einer anderen Studie wurde ermittelt, dass Individualismus mit einem geringeren Maß an Sorge, Liebe und Verpflichtung in der Beziehung verbunden ist (Dion/Dion 1991).

Während der Zunahme der Anzahl und Komplexität der Beziehungen eines Individuums bleibt die Entwicklung reifer Intimität ein wichtiger Meilenstein für ihn, für seinen Partner und für die Kinder, die der Gemeinschaft entspringen mögen. Bartholomew (1993) nennt eine Vielzahl von Belegen, dass die Bindungsmuster Erwachsener mit verschiedenen Aspekten der Beziehungskompetenz zusammenhängen. Bindung wird hier definiert als eine fortdauernde emotionale Bande zwischen zwei Erwachsenen und ist bis zu einem gewissen Grad vergleichbar mit der affektiven Bindung zwischen Säuglingen und ihren vorrangigen Pflegepersonen (Hazan/Shaver 1987). Neuere Forschungsergebnisse belegen, dass die Bindungsstile Erwachsener eine wichtige Auswirkung auf ihr Verhalten in Ehe- und Elternbeziehungen haben. Beispielsweise fanden Volling, Notaro und Larsen (1998) heraus, dass die eheliche Liebe bei sicher gebundenen Erwachsenen größer ist. Darüber hinaus stellten sie fest, dass sich Erwachsene mit sicheren Bindungsstilen als Eltern kompetenter erlebten als Erwachsene mit unsicheren oder ängstlich-ambivalenten Bindungsstilen. Aus der Sicht der Bindungstheorie werden liebevolle (d.h. romantische) Beziehungen im Allgemeinen als die wichtigsten aller Bindungsbeziehungen im Erwachsenenleben bezeichnet: „Nicht nur werden individuelle Unterschiede bei Bindungsstilen in romantischen Beziehungen augenscheinlich, sondern solche Beziehungen können potenziell auch eine therapeutische Rolle spielen, indem sie die Auswirkungen früherer und schwierig verlaufender Bindungsbeziehungen abschwächen“ (Bartholomew 1993, S. 37). Dementsprechend mag die Ehe – mehr als irgendeine andere Beziehung – einen Kontext bieten, in dem Männer und Frauen ihr Beziehungswissen erweitern können, das wiederum die Grundlage für gute Eltern-Kind-Beziehungen ist. Wir werden nun die spezifischen Komponenten der Intimität erörtern sowie das Beziehungslernen, das sowohl Männer als auch Frauen erfahren und das ihnen hilft, fürsorgliche, generative Eltern zu werden.

Ehe als ein Wegbereiter der Generativität: was wir lernen

Noller (1996) meint, dass reife Liebe (definiert als sowohl kurz- als auch langfristige Verpflichtung gegenüber dem Geliebten und der Beziehung, sowohl Leidenschaft als auch Kameradschaft einschließend) gesunde Ehe- und Familienbeziehungen erhält und zu persönlicher Zufriedenheit führt. Die Implikation ist, dass reife, interdependente Liebe sowohl Intimität als auch Generativität unterstützt. Dies mag zum Teil durch die enge Beziehung zwischen Liebe und Fürsorge bedingt sein. Fürsorglichkeit, die wichtigste Tugend bei Generativität, wird fast immer erwähnt, wenn es darum geht zu definieren, was jemanden zu lieben heißt (Fehr 1993). Sternbergs (1986) trianguläre Theorie der Liebe geht davon aus, dass Liebe aus drei Komponenten besteht: Intimität, Verpflichtung und Leidenschaft. Spätere Untersuchungen haben bestätigt, dass diese drei Faktoren wichtige Bestandteile von Liebe sind (Barnes/Sternberg 1997; Fehr 1993; Fehr/Russell 1991). Der Prozess des Erlernens und Entwickelns dieser drei Komponenten vermittelt sowohl Männern als auch Frauen wichtige Erfahrungen, die ihnen helfen werden, liebevolle und verantwortungsbewusste Eltern zu werden und zu bleiben. Es mag sein, dass die gegenwärtigen demografischen Trends bei der Familienbildung wie z.B. die Zunahme herausgeschobener Ehen, nicht ehelicher Lebensgemeinschaften und Zweitehen sehr viel Variation in diesen Prozess hineinbringen. Ob der Prozess selbst in solchen Kontexten relativ konstant bleibt, ist eine Frage, die empirisch überprüft werden müsste.

Intimität

Weitgehend Einigkeit herrscht unter Wissenschaftlern, dass persönliche Beziehungen entsprechend des Grades an Intimität – definiert als Nähe, Zuneigung und Liebe – unterschieden werden können, die das jeweilige Paar erreicht (Canary/Emmers-Sommer 1997). Laut Sternberg (1986) umfasst Intimität das enge Gefühl von Bindung und Bezogenheit, das Personen in Liebesbeziehungen füreinander empfinden. Er beschreibt Handlungen, in denen sich Intimität als Kommunizieren über innere Gefühle, als Empathie für den anderen sowie als emotionale und materielle Unterstützung äußert. Cancian (1987) unterscheidet drei Arten von Liebe – interdependent, kameradschaftlich und unabhängig. Er ist der Meinung, dass die interdependente Liebe die Art von Liebe ist, die am ehesten fähig ist, Ehe und Familie zu stützen. Die interdependente Liebe ist auch die Form, die am besten der Definition Eriksons von reifer Intimität entspricht. Cancian (a.a.O.) betont, dass interdependente Liebe – charakterisiert durch Wechselseitigkeit, Gleichheit und offene Kommunikation – am meisten das Wohlbefinden jedes Individuums fördert, da es von seinem Partner Unterstützung erfährt.

In der Forschung wurde allgemein eine positive Beziehung zwischen der Qualität der Ehe und der Eltern-Kind-Beziehungen gefunden (Burman/Erel 1995). Genauer gesagt, es wird die Annahme bestätigt, dass eine gute Ehe – sowohl vor der Elternschaft als auch parallel zu ihr – sich positiv auf Eltern-Kind-Beziehungen auswirkt. Einige Belege verweisen auf besondere Eigenschaften, die durch Intimität gelernt und entwickelt werden. Sie lassen vermuten, dass bestimmte in der intimen Beziehung

entwickelte Eigenschaften die Eltern-Kind-Beziehungen zu definieren helfen. Es folgen Beispiele für Intimität als Vorläufer elterlicher Intimität: Eine Längsschnittuntersuchung ergab, dass bessere eheliche Kommunikation über verschiedene Aspekte der Beziehung später mit einer größeren Kompetenz als Eltern korrelierte (Heath 1976). Die größere Ehezufriedenheit von Vätern erwies sich hier auch als ein Prädiktor für kompetenteres erzieherisches Verhalten. In einer anderen Studie wurde herausgefunden, dass die Qualität der Ehebeziehung (z.B. Sorgen füreinander, Verspieltheit) die Engagiertheit als Vater voraussagen lässt (Feldman/Nash/Aschenbrenner 1983). Längsschnittstudien zeigen ferner, dass die Beziehungsqualität eines Paares vor der Ehe wie auch nach der Geburt ihres Kindes in Verbindung steht zu der kindlichen Bindung und dem Sicherheitsgefühl (Howes/Markman 1989) – Auswirkungen, die mit kompetenter Kindererziehung zusammenhängen.

Die eheliche Intimität kann auch zur gleichen Zeit die Eltern-Kind-Beziehungen beeinflussen. Eine Längsschnittstudie ergab, dass ein größeres Maß an Ehequalität gleichzeitig mit einem höheren Grad an Qualität in Eltern-Kind-Beziehungen korrelierte (Shek 1998). Andere Untersuchungen lassen vermuten, dass Mutter-Kind- und Vater-Kind-Beziehungen besser bei harmonischen Ehen sind (Cummings/O'Reilly 1997) und dass Eltern in befriedigenden Ehen sowohl ihre Kinder als auch die Elternrolle positiver beurteilen (Goldberg 1990). Darüber hinaus zeigten Väter, die von einer höheren Ehezufriedenheit berichteten, weniger negative Verhaltensweisen und waren sensibler in Interaktionen mit ihren Kindern (Belsky et al. 1991). Ferner wurde ermittelt, dass Mütter in engen, vertrauensvollen Ehebeziehungen wärmer und sensibler gegenüber ihren Kindern waren (Cox et al. 1989; Goldberg/Easterbrooks 1984). Umgekehrt lassen Forschungsarbeiten vermuten, dass sich Väter oft von ihren Kindern distanzieren, wenn sich die Ehebeziehung verschlechtert (Cummings/ O'Reilly 1997; Harris/Furstenberg/Marmer 1998).

McBride und Rane (1998) fanden heraus, dass sich aus der Bewertung des Erziehungsbündnisses (definiert als wechselseitiger Respekt, Kommunikation und Wertschätzung des Beitrages des anderen) durch ein Paar das väterliche Engagement voraussagen lässt. Die globale Bewertung der Ehezufriedenheit war jedoch bei weitem nicht ein so bedeutender Prädiktor für die Involviertheit des Vaters. Diese Forschungsergebnisse lassen die Möglichkeit zu, dass Eltern in ihrer Beziehung miteinander unglücklich und trotzdem erfolgreiche, involvierte Eltern sein können. Jedoch zeigt eine neuere Längsschnittstudie, dass Ehepaare, deren ursprünglich gute Ehequalität sich in einem Zeitraum von zwei Jahren verschlechterte, signifikant häufiger einander bei der Erziehung nicht unterstützten im Vergleich zu Paaren, deren Beziehung immer schlechter wurde, und zu Paaren, deren Beziehung gut blieb (Belsky/Hsieh 1998). Die Autoren meinen, dass mit der gemeinsamen Erziehung verbundene Prozesse und eheliche Interaktionen reziprok sind: Jedes wirkt auf das andere ein. Diese Untersuchungen zeigen, dass wenn ein Paar erfolgreich Interdependenz entwickelt, sei es bezüglich ihrer eigenen Beziehung oder ausgeweitet auf das Elternbündnis, dies eine positive Wirkung auf die Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen hat. Besonders wichtige Elemente umfassen effektive Kommunikation und Problemlösefertigkeiten ebenso wie emotionale Involviertheit und Unterstützung.

Neuere Forschungsarbeiten lassen darauf schließen, dass der Grad an Interdependenz in der Ehe eine größere Wirkung auf Vater-Kind-Beziehungen als auf Mutter-

Kind-Beziehungen hat. Es wurde herausgefunden, dass eine unglückliche Ehe die Werte für Eltern-Kind-Zuneigung bei Vätern reduziert, nicht aber bei Müttern (Rossi/Rossi 1990). White (1999) stellte fest, dass die Herzlichkeit eines Kindes gegenüber dem Vater in einem signifikanten Zusammenhang zu dem von der Mutter genannten Grad an ehelicher Zuneigung stand; der Grad an Herzlichkeit des Kindes gegenüber der Mutter korrelierte nicht signifikant mit dem von dem Vater genannten Grad an ehelicher Zuneigung. Es gibt auch Belege dafür, dass sich die Fähigkeit eines Vaters, die Mutter glücklich zu machen, positiv auf die Beziehungen der Kinder zu ihrem Vater auswirkt (Booth/Amato 1994; Harris/Furstenberg/Marmer 1998). So ist bei verheirateten Vätern die Qualität der Vater-Kind-Beziehungen zumindest etwas abhängig von dem Grad an Beziehungswärme zwischen den Partnern und der Ehezufriedenheit. Aus diesen Untersuchungen ergibt sich, dass mehr Intimität in der Ehe zu engeren Vater-Kind-Beziehungen führen wird.

Generative Kindererziehung mag eine positive Wirkung auf die Intimität haben. Gottman (1996) zeigt, dass je expressiver ein Vater ist, umso mehr leitet er seine Kinder an, auf andere zu achten, desto besser ist die Ehe und umso mehr Zärtlichkeit erweist er seiner Frau. Untersuchungen haben ergeben, dass involviertere Väter stabilere Ehen haben und dass Frauen zufriedener mit ihrer Ehe sind, wenn sich ihre Partner intensiv mit den Kindern beschäftigen (Kalmijn 1999; Steil 1997).

Verpflichtung

Verpflichtung beinhaltet Stabilität und Ausschließlichkeit. Dieser Begriff verweist auf die Hingabe an eine bestimmte Person und auf die Entscheidung, auf lange Sicht zu lieben und in der Beziehung zu bleiben (Sternberg 1986). Sowohl Noller (1996) als auch Sternberg (1986) betonen, dass ein Teil der Liebe die bewusste Entscheidung zu lieben ist; Verpflichtung gibt der Beziehung Stabilität gegenüber wechselhaften Gefühlen. Außerdem verstärken sich Liebe und Verpflichtung gegenseitig (Hecht/Marston/Larkey 1994; Levinger 1988). Obgleich einige der Meinung sind, dass Liebe und Verpflichtung Synonyme seien (z.B. Forgas/Dobosz 1980), zeigt die neuere Forschung, dass sie verschieden, aber eng miteinander verknüpft sind (Fehr 1993).

Verpflichtung ist genauso elementar für Elternschaft wie für intime Liebesbeziehungen. Ein vor kurzem veröffentlichter Bericht (Doherty/Kouneski/Erickson 1998), der vom United States Department of Health and Human Services in Auftrag gegeben wurde, hält fest, dass die langfristige Verpflichtung – einschließlich der Anerkennung der Vaterschaft sowie des Willens, anwesend zu sein und zum Unterhalt beizutragen – essenziell für verantwortungsvolle Vaterschaft ist. Bei einer Längsschnittstudie wurde herausgefunden, dass die Verpflichtung der Väter, ihre Ehen zu erhalten, ein starker Prädiktor für spätere väterliche Generativität war, insbesondere bezogen auf Töchter (Snarey 1993). So scheint die Folgerung vernünftig zu sein, dass die Entwicklung von Verpflichtung zunächst für Intimität und dann für die Eltern-Kind-Beziehung notwendig ist und dass die Verpflichtung zur Intimität später eine feste Grundlage für die Verpflichtung zur Generativität bildet. In Nordamerika mag die Ehe wegen der Betonung des Selbst durch die Kultur oft die erste langfristige Verpflichtung sein, die eine Person eingeht. Zu lernen, wie wertvoll Verpflichtung ist und wie man sich einer auf

wechselseitige Fürsorge aufgebauten Beziehung (d.h. der reifen Intimität) hingibt und Opfer eingeht, mag eine wichtige Basis für die Verpflichtung zu einer bei weitem einseitigeren Beziehung sein (d.h. zur Kindererziehung).

Noller (1996) meint, dass Teil der Verpflichtung zu einer Liebesbeziehung auch die Entschlossenheit ist, die Beziehung für beide Seiten so befriedigend wie möglich zu machen. Jordan, Stanley und Markman (1999) bezeichnen diese Form der Verpflichtung als „persönliche Hingabe“ – im Gegensatz zur „erzwungenen Verpflichtung“ oder ungerne erfüllten Pflicht gegenüber der Beziehung. Hingabe wird charakterisiert als „Zentriertsein auf andere“ bzw. als Teamzentriertheit im Gegensatz zur Selbstzentriertheit. Dies schließt Sensibilität für den Partner und die Übernahme von dessen Perspektive auf längere Sicht ein. Diese Art von Verpflichtung gibt jedem Partner sowohl für die Gegenwart als auch für die Zukunft die Bestätigung, dass seine Opfer für die Beziehung von der anderen Seite hoch geschätzt werden. Das hier Gelernte dürfte eine wertvolle Basis sein, von der aus man seinen Kreis der Fürsorge auf die nächste Generation ausweiten kann.

Leidenschaft

Leidenschaft umfasst romantische und sexuelle Aspekte von Liebesbeziehungen (Sternberg 1986) und ist eine Form des Fühlens, Denkens und Handelns gegenüber einer anderen Person, die in dem ausgeprägten Wunsch verankert ist, beieinander zu sein. In einer Hinsicht ist Leidenschaft die sichtbarste Verbindung zwischen Intimität und dem, was Kotre (1984) als biologische Generativität beschreibt – die Empfängnis, die Schwangerschaft und Pflege von Säuglingen –, insofern als Geschlechtsverkehr und Empfängnis zur Schwangerschaft führen. Biologische Generativität macht natürlich elterliche Generativität möglich, die Fürsorge für das Kind und dessen Integration in das Familiensystem einschließt (a.a.O.).

Leidenschaft – insbesondere wenn sie durch die Intimität und Verpflichtung der Ehe kanalisiert wird – macht die Ehe aufregend, was ein Vorläufer für das Spannende sein mag, das Eltern mit ihren Kindern erleben können. Eine Längsschnittstudie fand einen positiven Zusammenhang zwischen der Häufigkeit und Freude am ehelichen Geschlechtsverkehr sowie der späteren Elternkompetenz (Heath 1976). Außerdem mag fortdauernde Leidenschaft, die ein tiefgründiges Bedürfnis ist, beieinander zu sein, Teil der beständigen Kraft der Biologie oder der Blutbande sein, die Familien definiert und zusammenhält.

Zusammenfassend dürfte es eindeutig sein, dass die Qualität der Beziehungsprozesse die Entwicklung der generativen Fähigkeiten eines Individuums prägt. Die Forschung zeigt, dass Erfahrungen in intimen Beziehungen in der Tat wichtige Implikationen für Eltern-Kind-Beziehungen haben. Ohne die Erfahrung tief gehender Interdependenz oder Intimität ist es wahrscheinlich schwieriger für ein Individuum, Eigenschaften wie Wärme und Empathie oder Kompetenz als Elternteil zu entwickeln; dies mag besonders auf Väter zutreffen. Wenn man die Verpflichtung innerhalb einer Liebesbeziehung nicht erlebt hat, ist man weniger bereit, den Wert der Dauerhaftigkeit und Hingabe an einen vertrauten Anderen zu akzeptieren, und damit weniger geneigt, ein Gefühl der Verpflichtung für die Eltern-Kind-Beziehung aufzubringen. Ohne die

Erfahrung fortdauernder Leidenschaft ist es weniger wahrscheinlich, dass man die Aufregung und Freude erwartet und schätzt, die oft Teil der Eltern-Kind-Beziehungen sind. Wie zuvor erwähnt, schließt jedoch der Mangel an Erfahrung in reifer Intimität nicht immer die Entwicklung von Generativität aus. Durch Prozesse, die als „Nacharbeiten“ (Snarey 1993) bezeichnet werden, mag Generativität in einer kompensatorischen Reaktion auf die Schwierigkeiten früherer Phasen entwickelt werden.

Generativ durch Nacharbeiten werden

Wissenschaftler haben die Vorstellung des Nacharbeitens hinsichtlich von Situationen beschrieben, in denen die Entwicklungsverläufe bei weitem nicht optimal waren. Nacharbeiten bedeutet, auf positive Weise mit dem Guten und Schlechten in der eigenen Vergangenheit umzugehen (Kotre/Kotre 1998). Die Hypothese lautet, dass Kinder von kalten, distanzierten oder misshandelnden Eltern versuchen werden, anders als diese zu erziehen, und somit die Fürsorge zu verbessern versuchen, die sie ihren eigenen Kindern angedeihen lassen (Snarey 1993). Belsky (1984) meint, dass „Väter, die warm, fürsorglich und engagiert sind, wahrscheinlich Söhne aufziehen werden, die sich mit ihnen identifizieren und sie nachahmen, während unbeteiligte Väter – die aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine schwache Identifikation und einen geringen Nachahmungswunsch erzeugen – vielleicht einen kompensatorischen Prozess hervorrufen, der später ihre Söhne veranlasst, auf genau entgegengesetzte Weise als ihre eigenen Väter zu erziehen“ (S. 86).

Es ist eindeutig, dass Kinder von Eltern mit Defiziten hinsichtlich Generativität selbst gefährdet sind, nicht generativ zu werden, was durch die zu erwartenden Schwierigkeiten dieser Kinder beim erfolgreichen Durchlaufen verschiedener psychosozialer Stufen bedingt ist. Wie Erikson und andere argumentiert haben, führen nicht bewältigte Phasen zu Ich-Schwächen, die bei den neuen Anforderungen der frühen Erwachsenenjahre zu Problemen führen können. Es ist bei diesen Kindern natürlich weniger wahrscheinlich, dass sie psychosoziale Stufen erfolgreich bewältigen, und so werden generative Defizite von einer Generation zur nächsten weitergegeben. Jedoch wurde festgestellt, dass die Motivation für ein größeres Engagement als Vater häufig aus einem Prozess resultiert, bei dem Väter den Mangel an Involviertheit ihrer eigenen Väter dadurch kompensieren, dass sie ihren Kindern mehr Zeit und Fürsorge widmen (Pleck 1997).

Nacharbeiten kann sowohl in der Phase der Intimität als auch in derjenigen der Generativität erfolgen. Und aufgrund der engen Verknüpfung dieser beiden Phasen wird Nacharbeiten von Intimität zu Nacharbeiten von Generativität führen. Wamboldt und Reiss (1989) meinen, dass die Ehe eine Gelegenheit bietet, die eigenen Interaktionsmuster in Beziehungen zu verändern – eine zweite Chance für Familienerfahrung. Wie zuvor erwähnt, gibt es genügend Belege dafür, dass sich das Funktionieren der Ehe und die Qualität der Paarbeziehung auf die Eltern-Kind-Beziehungen auswirken (z.B. Cummings/O'Reilly 1997; Erel/Burman 1995). So kann das Nacharbeiten von Intimität zum Nacharbeiten von Generativität werden.

Das folgende klinische Fallbeispiel, das der Arbeit des Erstautoren entnommen wurde, illustriert den Zusammenhang zwischen Intimität und Generativität und ver-

deutlich die Vorstellung des Nacharbeitens. Dieser Bericht über einen Vater, der hier als Joe bezeichnet wird, zeigt, wie die Ehebeziehung half, seine Entwicklung hin zu generativer Elternschaft zu revitalisieren und zu unterstützen, die aufgrund von Drogenkonsum ins Stocken geraten war.

Joe begann als Teenager, zu rauchen und mit Drogen zu experimentieren. Er tat dies in einem Versuch, „sich in die breite Masse einzufügen“ und sich vom Einfluss seiner Eltern zu lösen, der seinem Gefühl nach erdrückend war. Um seinen zunehmenden Drogenbedarf zu finanzieren, begann er zu stehlen. Er lernte später ein Handwerk und war nach Abschluss der Schule erfolgreich im Beruf. Jedoch setzte er den Drogenkonsum fort, und mit Mitte 20 führten seine illegalen Aktivitäten zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe. In seinen Dreißigern traf Joe eine Frau, die einen Sohn aus erster Ehe hatte. Mit ihrer Hilfe hörte Joe auf, Drogen zu nehmen. Beide heirateten, und Joe wuchs schnell in seine neue Rolle als Vater hinein. Dann bekamen er und seine Frau noch eine Tochter. Es gelingt ihm nun, sich von Drogen und illegalen Aktivitäten fernzuhalten, und er nennt seine Beziehung zu seiner Frau, seine tiefe Liebe für seine beiden Kinder und seinen Wunsch, ein guter Ehemann und Vater zu sein, als Motivation, auf Drogen zu verzichten. Die Kameradschaft und Nähe in seiner Ehe geben ihm eine befriedigende und stabile Identität als Ehegatte und Vater. Als er seine Zeit und Fürsorge in diese Rollen investierte, benötigte er nicht länger Drogen, um sich irgendwo einzugliedern. „Ich liebe mein Leben mit meiner Familie, und der Gedanke, sie zu verlieren, hält mich davon ab, wieder Drogen zu nehmen.“ Eine wichtige Rolle bei seinem Erfolg, abstinent zu bleiben, spielte die Verbesserung seiner Fähigkeiten für Interdependenz – seine effektive Kommunikation mit seiner Frau und die Fortentwicklung seiner zunehmenden Fertigkeiten in seinen Beziehungen am Arbeitsplatz.

Schlusswort

Idealerweise baut generative Kindererziehung auf einer Grundlage von Stärken auf, die durch frühere Lebenserfahrungen – vom Vertrauen eines Säuglings bis zur Identitätsbildung eines Jugendlichen – entwickelt wurden, am allernächsten aber auf der Grundlage einer verpflichtenden, liebevollen, intimen Beziehung. Forschungsarbeiten aus verschiedenen Fachrichtungen, bei denen die Ehebeziehung mit den elterlichen und Eltern-Kind-Beziehungen verknüpft wurde, bestätigen, dass die Stufen der Intimität und Generativität von Natur aus in einem Zusammenhang stehen, und lassen vermuten, dass generative Kindererziehung sich am wahrscheinlichsten im Kontext reifer Intimität entwickelt. Eine qualitativ hochwertige Ehe scheint außerdem sowohl für Männer als auch für Frauen – vor allem aber für Männer – ein effektiver Weg zu sein, viele nicht generative Aspekte der westlichen Gesellschaft zu überwinden. Wenn es in einer Ehe Stabilität und wechselseitig befriedigende Muster der Interdependenz gibt, wird ein Kontext geschaffen, der Fürsorge fördert, unterstützt und ermutigt. Darüber hinaus schafft die Ehe eine Umwelt, in der der enorme Aufwand, der mit dem Pflegen und Aufziehen eines Kindes verbunden ist, gemeinsam erbracht werden kann. Zusätzlich zu ihren strukturellen Vorteilen mag eine qualitativ hochwertige Ehe die Erweiterung des Beziehungswissens und der für intime und generative Beziehungen benötig-

ten Fertigkeiten erleichtern und dadurch das Wohlbefinden sowohl der beiden Ehepartner als auch ihrer Kinder fördern.

Trotz der beträchtlichen Anzahl an Forschungsarbeiten über die Auswirkungen der Ehebeziehung auf die Eltern-Kind-Beziehungen ist die entwicklungsmäßige Verbindung zwischen Intimität und Elternschaft nicht gut dokumentiert. Die vorliegende Diskussion über die Zusammenhänge zwischen Intimität und der Entwicklung von Generativität ist zugegebenermaßen konzeptuell. Jedoch werden wir durch die Fähigkeit der gegenwärtigen entwicklungsmäßigen Perspektive ermutigt, eine große Bandbreite von ansonsten atheoretischen Forschungsergebnissen über Kindererziehung effektiv zu ordnen. Die Übereinstimmung zwischen früheren empirischen Arbeiten und der Entwicklungstheorie gibt dieser Perspektive Konstruktvalidität. Jedoch muss die Idee von der fürsorglichen Kindererziehung als etwas während der Entwicklung Gelerntes oder Erreichtes noch empirisch untersucht werden, um zu bestimmen, ob und in welchem Maße Intimität, Verpflichtung und Leidenschaft in der Ehe eine Grundlage für ähnliche Eigenschaften bildet, die generative Kindererziehung erleichtern. Eine solche Forschungsaufgabe kann nicht direkt angegangen werden, wenn man die gegenwärtige Vielfalt an Familienformen und andere demografische Variationen wie beim Heiratsalter berücksichtigen will. In einer Familie lebende Stiefeltern stehen beispielsweise oft vor der Herausforderung, neue Eltern-Kind-Beziehungen aufzubauen und gleichzeitig eheliche Intimität zu begründen (Pill 1990). Ebenso mag ein relativ spätes Heiratsalter mit einer großen Bandbreite an Erfahrungen mit Intimität und Generativität verknüpft sein. Jedoch im Licht des starken Zusammenhangs zwischen der intimen Beziehung und der Eltern-Kind-Beziehung tut jeder ernst gemeinte Versuch, Mutterschaft und Vaterschaft zu verbessern, gut daran, Komponenten der beziehungs-mäßigen Intimität zu berücksichtigen – insbesondere solche, die erwiesenermaßen die Eltern-Kind-Beziehung beeinflussen.

Literatur

- Andersen, P.A.: Cognitive schemata in personal relationships. In: Duck, S. (Hrsg.): Understanding relationship processes series, Bd. 1. Individuals in relationships. Thousand Oaks: Sage 1993, S. 1-29
- Badger, K./Craft, R.S./Jensen, L.: Age and gender differences in value orientation among American adolescents. *Adolescence* 1998, 33 (131), S. 591-596
- Bahr, H.M./Bahr, K.S.: A paradigm of family transcendence. *Journal of Marriage and the Family* 1996, 58, S. 541-555
- Barnes, M.L./Sternberg, R.J.: A hierarchical model of love and its prediction of satisfaction in close relationships. In: Sternberg R.J./Hojjat, M. (Hrsg.): Satisfaction in close relationships. New York: Guilford 1997, S. 79-101
- Bartholomew, K.: From childhood to adult relationships: Attachment theory and research. In: Duck, S. (Hrsg.): Understanding relationship processes series, Bd. 2. Learning about relationships. Thousand Oaks: Sage 1993, S. 30-62
- Bellah, R.N.: Habits of the heart: Individualism and commitment in American life. New York: Harper & Row 1985
- Bellah, R.N.: The invasion of the money world. In: Blankenhorn, D./Bayme, S./Elshtain, J.B. (Hrsg.): Rebuilding the nest: A new commitment to the American family. Milwaukee: Family Service America 1990, S. 227-236

- Belsky, J.: The determinants of parenting: A process model. *Child Development* 1984, 55, S. 83-96
- Belsky, J./Hsieh, K.H.: Pattern of marital change during the early childhood years: Parent personality, coparenting, and division-of-labour correlates. *Journal of Family Psychology* 1998, 12, S. 511-528
- Belsky, J./Youngblade, L./Rovine, M./Volling, B.: Patterns of marital change and parent-child interaction. *Journal of Marriage and the Family* 1991, 53, S. 487-498
- Benedict, R.: Continuities and discontinuities in cultural conditioning. *Psychiatry* 1938, 1, S. 161-167
- Booth, A./Amato, P.R.: Parental marital quality, parental divorce, and relations with parents. *Journal of Marriage and the Family* 1994, 56, S. 21-34
- Burman, B./Erel, O.: Interrelatedness of marital relations and parent-child relations: a meta-analytic review. *Psychological Bulletin* 1995, 118, S. 108-132
- Canary, D.J./Emmers-Sommer, T.M.: Sex and gender differences in personal relationships. New York: Guilford 1997
- Cancian, F.M.: Love in America: Gender and self-development. Cambridge: Cambridge University Press 1987
- Chodorow, N.: The reproduction of mothering. Berkeley: University of California Press 1978
- Christiansen, S.L./Palkovitz, R.: Exploring Erikson's psychosocial theory of development: Generativity and its relationship to paternal identity, intimacy, and involvement in childcare. *Journal of Men's Studies* 1998, 7, S. 133-156
- Clausen, J.A.: Gender, contexts, and turning points in adults' lives. In: Moen, P./Elder, G.H. Jr./Luscher, K. (Hrsg.): Examining lives in context: Perspectives on the ecology of human development. Washington: American Psychological Association 1995, S. 365-389
- Cox, M.J./Owen, M.T./Lewis, J.M./Henderson, U.K.: Marriage, adult adjustment, and early parenting. *Child Development* 1989, 60, S. 1015-1024
- Cummings, E.M./Davies, P.: Children and marital conflict: The impact of family dispute and resolution. New York: Guilford 1994
- Cummings, E.M./O'Reilly, A.W.: Fathers in family context: Effects of marital quality on child adjustment. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): The role of the father in child development. New York: John Wiley, 3. Aufl. 1997, S. 49-65
- Denton, K./Zarbatany, L.: Age differences in support processes in conversations between friends. *Child Development* 1996, 67, S. 1360-1373
- Dienhart, A./Daly, K.: Generative fathering in a non-generative society. In: Hawkins, A.J./Dollahite, D.C. (Hrsg.): Generative fathering: Beyond deficit perspectives. Thousand Oaks: Sage 1997, S. 147-164
- Dion, K.K./Dion, K.L.: Psychological individualism and romantic love. *Journal of Social Behavior and Personality* 1991, 6, S. 17-33
- Doherty, W.J.: The best of times and the worst of times: Fathering as a contested arena of academic discourse. In: Hawkins, A.J./Dollahite, D.C. (Hrsg.): Generative fathering: Beyond deficit perspectives. Thousand Oaks: Sage 1997, S. 217-227
- Doherty, W.J./Kouneski, E.F./Erickson, M.F.: Responsible fathering: An overview and conceptual framework. *Journal of Marriage and the Family* 1998, 60, S. 277-292
- Dreyfus, H.L.: Knowledge and human values: A genealogy of nihilism. *Teachers College Record* 1981, 82, S. 507-520
- Duck, S.: Preface. In: Duck, S. (Hrsg.): Understanding relationship processes series, Bd. 1. Individuals in relationships. Thousand Oaks: Sage 1993, S. IX-XIII
- East, P.L.: Racial and ethnic differences in girls' sexual, marital, and birth expectations. *Journal of Marriage and the Family* 1998, 60, S. 150-162
- Erel, O./Burman, B.: Interrelatedness of marital relations and parent-child relations: A meta-analytic review. *Psychological Bulletin* 1995, 118, S. 108-132
- Erikson, E.H.: Childhood and society. New York: Norton 1950
- Erikson, E.H.: Childhood and society. New York: Norton, 2. Aufl. 1963
- Erikson, E.H.: Insight and responsibility. New York: Norton 1964

- Erikson, E.H.: Dimensions of a new identity: The 1973 Jefferson lecture in the humanities. New York: Norton 1974
- Erikson, J.: Wisdom and the senses. New York: Norton 1988
- Fehr, B.: How do I love thee? Let me consult my prototype. In: Duck, S. (Hrsg.): Understanding relationship processes series, Bd. 1. Individuals in relationships. Thousand Oaks: Sage 1993, S. 87-120
- Fehr, B./Russell, J.A.: Concept of love viewed from a prototype perspective. *Journal of Personality and Social Psychology* 1991, 60, S. 425-438
- Feldman, S.S./Nash, S.C./Aschenbrenner, B.G.: Antecedents of fathering. *Child Development* 1983, 54, S. 1628-1636
- Fletcher, G.J.O./Fitness, J.: Knowledge structures and explanations in intimate relationships. In: Duck, S. (Hrsg.): Understanding relationship processes series, Bd. 1. Individuals in relationships. Thousand Oaks: Sage 1993, S. 121-143
- Forgas, J.P./Dobosz, B.: Dimensions of romantic involvement: Towards a taxonomy of heterosexual relationships. *Social Psychology Quarterly* 1980, 43, S. 290-300
- Goldberg, W.A.: Marital quality, parental personality, and spousal agreement about perceptions and expectations for children. *Merrill-Palmer Quarterly* 1990, 36, S. 531-556
- Goldberg, W.A./Easterbrooks, M.A.: Role of marital quality in toddler development. *Developmental Psychology* 1984, 20, S. 504-514
- Gottman, J.M.: Why marriages succeed or fail. New York: Simon and Schuster 1994
- Gottman, J.M.: Toward a process model of men in marriages and families. Vortrag auf der „Conference on Men in Families“, Pennsylvania State University, Herbst 1996
- Gottman, J.M./Silver, N.: The seven principles for making marriage work. New York: Crown 1999
- Gove, W./Style, C.B./Hughes, M.: The effect of marriage on the well-being of adults: A theoretical analysis. *Journal of Family Issues* 1990, 11, S. 4-35
- Harris, K.M./Furstenberg, F.F. Jr./Marmer, J.K.: Paternal involvement with adolescents in intact families: The influence of fathers over the life course. *Demography* 1998, 35, S. 201-216
- Hawkins, A.J./Christiansen, S.L./Sargent, K.P./Hill, E.J.: Rethinking fathers' involvement in child care. *Journal of Family Issues* 1993, 14, S. 531-549
- Hazan, C./Shaver, P.R.: Conceptualizing romantic love as an attachment process. *Journal of Personality and Social Psychology* 1987, 52, S. 511-524
- Heath, D.H.: Competent fathers: Their personalities and marriages. *Human Development* 1976, 19, S. 26-39
- Hecht, M./Marston, P.J./Larkey, L.K.: Lovers and friends. *Journal of Social and Personal Relationships* 1994, 11, S. 25-43
- Hetherington, E.M./Parke, R.D.: Child psychology: A contemporary viewpoint. New York: McGraw-Hill 1993
- Honeycutt, J.M.: Memory structures for the rise and fall of personal relationships. In: Duck, S. (Hrsg.): Understanding relationship processes series, Bd. 1. Individuals in relationships. Thousand Oaks: Sage 1993, S. 60-86
- Howes, P./Markman, H.J.: Marital quality and child functioning: A longitudinal investigation. *Child Development* 1989, 60, S. 1044-1051
- Jordan, P.L./Stanley, S.M./Markman, H.J.: Becoming parents. San Francisco: Jossey-Bass 1999
- Kagitcibasi, C.: Family and human development across cultures: A view from the other side. Mahwah: Erlbaum 1996
- Kalmijn, M.: Father involvement in childrearing and the perceived stability of marriage. *Journal of Marriage and the Family* 1999, 61, S. 409-421
- Kotre, J.: Outliving the self: Generativity and the interpretation of lives. Baltimore: The Johns Hopkins University Press 1984
- Kotre, J./Kotre, K.B.: Intergenerational buffers: „The damage stops here.“ In: McAdams, D.P./de St. Aubin, E. (Hrsg.): Generativity and adult development: How and why we care for the next generation. Washington: American Psychological Association 1998, S. 367-389

- Levant, R.F.: Toward the reconstruction of masculinity. *Journal of Family Psychology* 1992, 5, 379-402
- Levinger, G.: Can we picture „love“? In: Sternberg, R.J./Barnes, M.C. (Hrsg.): *The psychology of love*. New Haven: Yale University Press 1988, S. 139-158
- Maccoby, E.E.: Gender and relationships: A developmental account. *American Psychologist* 1990, 45, S. 513-520
- Maccoby, E.E.: The two sexes and their social systems. In: Moen, P./Elder, G.H. Jr./Luscher, K. (Hrsg.): *Examining lives in context: Perspectives on the ecology of human development*. Washington: American Psychological Association 1995, S. 347-364
- MacDermid, S.M./Franz, C.E./De Reus, L.A.: Generativity: At the crossroads of social roles and personality. In: McAdams, D.P./de St. Aubin, E. (Hrsg.): *Generativity and adult development: How and why we care for the next generation*. Washington: American Psychological Association 1998, S. 181-217
- McAdams, D.P./de St. Aubin, E.: A theory of generativity and its assessment through self-report, behavioral acts, and narrative themes in autobiography. *Journal of Personality and Social Psychology* 1992, 62, S. 1003-1015
- McAdams, D.P./Hart, H.M./Maruna, S.: The anatomy of generativity. In: McAdams, D.P./de St. Aubin, E. (Hrsg.): *Generativity and adult development: How and why we care for the next generation*. Washington: American Psychological Association 1998, S. 7-43
- McBride, B.A./Rane, T.R.: Parenting alliance as a predictor of father involvement: An exploratory study. *Family Relations* 1998, 47, S. 229-235
- Miller, J.B.: Learning from early relationship experience. In: Duck, S. (Hrsg.): *Understanding relationship processes series, Bd. 2. Learning about relationships*. Thousand Oaks: Sage 1993, S. 1-29
- Morehouse Research Institute/Institute for American Values: *Turning the corner on father absence in Black America*. Atlanta: Morehouse Research Institute 1999
- Nock, S.L.: *Marriage in men's lives*. New York: Oxford University Press 1998
- Noller, P.: What is this thing called love? Defining the love that supports marriage and family. *Personal Relationships* 1996, 3, S. 97-115
- Palkovitz, R.: Parenting as a generator of adult development: Conceptual issues and implications. *Journal of Social and Personal Relationships* 1996, 13, S. 571-592
- Pill, C.J.: Stepfamilies: Redefining the family. *Family Relations* 1990, 39, S. 186-193
- Pleck, J.H.: Paternal involvement: Levels, sources, and consequences. In: Lamb, M.E. (Hrsg.): *The role of the father in child development*. New York: John Wiley & Sons, 3. Aufl. 1997, S. 66-103
- Rossi, A./Rossi, P.: *Of human bonding: Parent-child relations across the life course*. New York: Aldine de Gruyter 1990
- Rubin, K.H./Bukowski, W./Parker, J.G.: Peer interaction, relationships, and groups. In: Eisenberg, N. (Hrsg.): *Handbook of child psychology, Bd. 3. Social, emotional, and personality development*. New York: Wiley 1998, S. 619-700
- Shek, D.T.L.: Linkage between marital quality and parent-child relationship: A longitudinal study in the Chinese culture. *Journal of Family Issues* 1998, 19, S. 687-704
- Snarey, J.: *How fathers care for the next generation: A four-decade study*. Cambridge: Harvard University Press 1993
- Snarey, J.: Foreword: The next generation of work on fathering. In: Hawkins, A.J./Dollahite, D.C. (Hrsg.): *Generative fathering: Beyond deficit perspectives*. Thousand Oaks: Sage 1997, S. IX-XII
- Steil, J.M.I.: Marital equality: Its relationship to the well-being of husbands and wives. Thousand Oaks: Sage 1997
- Sternberg, R.J.: A triangular theory of love. *Psychological Review* 1986, 93, S. 119-135
- Stewart, A.J./Vandewater, E.A.: The course of generativity. In: McAdams, D.P./de St. Aubin, E. (Hrsg.): *Generativity and adult development: How and why we care for the next generation*. Washington: American Psychological Association 1998, S. 75-100
- Thorne, B.: Children and gender: Constructions of difference. In: Gergen, M.M./Davis, S.N. (Hrsg.): *Toward a new psychology of gender: A reader*. New York: Routledge 1997, S. 185-201

- Van Yperen, N./Buunk, B.: A longitudinal study of equity and satisfaction in intimate relationships. *European Journal of Social Psychology* 1990, 20, S. 287-309
- Volling, B.L./Notaro, P.C./Larsen, J.J.: Adult attachment styles: Relations with emotional well-being, marriage, and parenting. *Family Relations* 1998, 47, S. 355-367
- Wakefield, J.C.: Immortality and the externalization of the self. In: McAdams, D.P./de St. Aubin, E. (Hrsg.): *Generativity and adult development: How and why we care for the next generation*. Washington: American Psychological Association 1998, S. 133-174
- Wallen, J.: *Addiction in human development: Developmental perspectives on addiction and recovery*. New York: Hawthorn 1993
- Wamboldt, F.S./Reiss, D.: Defining a family heritage and a new relationship identity: Two central tasks in the making of a marriage. *Family Process* 1989, 28, S. 317-335
- White, L.: Contagion in family affection: Mothers, fathers, and young adult children. *Journal of Marriage and the Family* 1999, 61, S. 284-294
- Whyte, M.K.: *Dating, mating, and marriage*. New York: Aldine de Gruyter 1990

Autorinnen und Autoren

Bradford, Kay P., Brigham Young University, School of Family Life, Provo

Fthenakis, Wassilios E., Prof. Dr. Dr. Dr., Leiter des Staatsinstituts für Frühpädagogik, München, Universität Augsburg

Hawkins, Alan J., Prof. Dr., Brigham Young University, School of Family Life, Provo

Hoffman, Lois Wladis, Prof. Dr., University of Michigan, Department of Psychology, Ann Arbor

Kalicki, Bernhard, Dr., Staatsinstitut für Frühpädagogik, München

Ladwig, Arndt, Staatsinstitut für Frühpädagogik, München

Levine, James A., Dr., Direktor des Families and Work Institute, New York

Marks, Loren, University of Delaware, Department of Individual and Family Studies, Newark

Mintz, Steven, Prof. Dr., University of Houston, College of Humanities, Fine Arts, and Communication

Palkovitz, Rob, Prof. Dr., University of Delaware, Department of Individual and Family Studies, Newark

Peitz, Gabriele, LBS-Familien-Studie, München

Pittinsky, Todd L., Harvard University, Department of Psychology, Cambridge

Sander, Elisabeth, Prof. Dr., Universität Koblenz-Landau, Institut für Psychologie, Koblenz

Textor, Martin R., Dr., Staatsinstitut für Frühpädagogik, München